Band 851 ● 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wir jagten das bleiche Gesicht



Band 851 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Wir jagten das bleiche Gesicht

John Sinclair Nr. 851

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 25.10.1994

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Wir jagten das bleiche Gesicht

Für einen Moment hatte der Detektiv Harry Stahl den Eindruck, von einer kalten Knochenhand im Nacken gestreift zu werden. Er zuckte zusammen, drehte sich um, aber dort stand niemand. Zumindest nicht hinter ihm.

Nur Franz Jochem stand in der Nähe, allerdings seitlich, doch dessen Hände sahen ganz normal aus. Dennoch dachte Harry über den Eindruck nach, der ihm fast wie eine Warnung vorgekommen war. Aber wovor genau? Lag es an dem Haus, das sie betreten wollten, einem Backsteinbau, der bereits einige Jahrzehnte auf dem Buckel hatte?

Jochem hatte seine Hände in den Taschen vergraben. Er bewegte den Kopf, denn ihm war die Reaktion des anderen Mannes aufgefallen. »Hast du was, Harry?«

»Nein, schon gut.«

Jochem ließ nicht locker. »Du bist zusammengezuckt wie unter einem Nadelstich.«

»Stimmt.«

»Einfach so?«

Harry Stahl lächelte. »Die Nerven, Franz. Es sind die Nerven gewesen. Auch ich werde allmählich nervös.«

Sein Nebenmann stöhnte auf. »Das kannst du mehr als laut sagen. Ich wünsche mich kilometerweit weg. In einer ruhigen Kneipe sitzend, einen Schnaps nuckeln, ein Bier schlürfen, das wäre herrlich.«

Harry klopfte ihm auf die Schulter. »Kannst du alles haben, Franz. Wenn du willst, sofort. Schließlich haben wir unser Ziel erreicht.«

»Sehr richtig, unser.«

»Was heißt das?«

»Daß ich alter Mann verflucht neugierig geworden bin, wie der Spuk weitergeht.«

Mit dem Wort Spuk hatte Jochem direkt ins Ziel getroffen. Die Gedanken des Detektivs glitten zurück in die nahe Vergangenheit.

Er konnte noch immer nicht richtig nachvollziehen, daß er wieder am Ball sein sollte und möglicherweise dicht vor der Rehabilitierung stand.

Begonnen hatte alles mit dem Besuch eines gewissen Gregor Schmidt, eines Mannes, der für die Regierung arbeitete, was immer das auch bedeuten mochte. Jedenfalls war dieser Schmidt erschienen und hatte dem ehemaligen Kommissar eine sehr ungewöhnliche, aber durchaus wahre Geschichte erzählt. Er hatte von einem gewissem Franz Jochem berichtet, einem ehemaligen Aufpasser und Kalfaktor in einem DDR-Gefängnis, dem schlimmsten überhaupt, dem Haus X. In diesem Haus X waren Menschen gefangengehalten, gefoltert und getötet worden. Jahre nach der Auflösung hatte es eben diesen Franz Jochem wieder an seine alte Wirkungsstätte hingezogen, so eine Art Vergangenheitsbewältigung. In der Todeszelle, auch Waschküche genannt, war eben diesem Franz Jochem nicht nur eine dämonische Fratze erschienen, sondern auch der Geist einer getöteten Frau, deren Name Rita Reinold gewesen war.

Der gute Franz Jochem hatte sich dermaßen erschreckt, daß er zur Polizei gelaufen war, um dort seine Aussagen zu machen. Sie waren protokolliert und nach »oben« weitergegeben worden, und dort hatte man auf die Aussagen des ehrlichen und auch glaubwürdigen Zeugen reagiert. Eben dieser Gregor Schmidt hatte dem ehemaligen Kommissar Harry Stahl einen Besuch abgestattet, denn trotz dessen

Suspendierung vom Dienst wegen einer nicht ganz geklärten Sache, hatte man sich auch an dessen Verdienste erinnert, die er sich zusammen mit Kollegen aus London erarbeitet hatte.

Harry Stahl war zu einem Spezialisten für okkulte Fälle geworden. Nach der Wende hatte ein Fall John Sinclair in das geeinte Deutschland geführt, da waren die beiden zum erstenmal zusammengetroffen und hatten den Fall des Leichenfürsten geklärt. In den folgenden Jahren war es zwischen den beiden zu einer sehr fruchtbaren Zusammenarbeit gekommen, bis zu dem Tag, als der Kommissar angeblich einen Fehler begangen hatte.

Der aber war für die offiziellen Stellen plötzlich vergessen, denn Harry wurde gebraucht.

Und er hatte zugestimmt. So war er dann mit Franz Jochem zusammengetroffen. Gemeinsam hatten die beiden den Fall angegangen und hatten die Spur zum erstenmal in der Todeskammer des Hauses X aufgenommen. Dort war es dann passiert.

Es war ihnen nicht der Geist der Toten begegnet, dafür hatten sie die dunkle Fratze in der Wand gesehen und auch etwas über eine furchtbare Rache gehört.

Beide hatten nachgedacht und waren zu dem Entschluß gelangt, daß sich ein Geist an denjenigen Personen rächen würde, die den Menschen damals so fürchterlich gequält hatten, so daß er schließlich gestorben war.

Franz Jochem, einer der wenigen menschlichen Wärter hatte sich natürlich an zahlreiche Namen erinnert und sie auch in einer Liste zusammengefaßt, die in Harrys Gesäßtasche steckte. Ganz oben auf dieser Liste stand der Name Egon Kraft. Er war der Chef im Todesbunker gewesen, der Anführer, einer, der nicht nur Befehle gab, sondern sich auch Opfer ausgesucht hatte, um sie eigenhändig zu töten, wie es bei Rita Reinold ebenfalls der Fall gewesen war.

Egon Kraft!

Er war es, der in dem alten Backsteinhaus vor ihnen in der dritten Etage wohnte, wie die beiden Männer anhand des Klingelbretts festgestellt hatten.

Gesehen hatten sie ihn noch nicht. Zumindest hatte er sich hinter keinem der Fenster blicken lassen. Es waren zwar Bewohner aus dem Haus gekommen, Erwachsene und Kinder, aber Kraft hatte sich nicht darunter befunden.

Franz Jochem rieb über seine Bartstoppeln, die ihm in der letzten Zeit gewachsen waren. Er hatte die Stirn zusätzlich in Falten gelegt, so verstärkte sich der nachdenkliche Ausdruck noch bei ihm. »Was meinst du, Harry? Ob er schon etwas weiß?«

»Wie kommst du darauf?«

»Reines Gefühl.«

»Man wird ihn wohl kaum angerufen haben, denke ich.«
»Nein, so nicht, aber es könnte ja sein, daß er gewarnt worden ist. Und zwar von Ritas Geist.«
»Das Gespenst würde nicht warnen, sondern zuschlagen.«
»Ist auch möglich. Wenn ich deine Worte verfolge und etwas hinzufüge, könnten wir auch einen Toten dort oben finden.«
»Ich will es nicht hoffen.«
»Stimmt«, murmelte Jochem und folgte dem Detektiv, der bereits auf die Tür zuschritt. Sie lag am Ende einer Nische, zu der drei Stufen hochführten.
Verschlossen war die Tür nicht. Harry Stahl konnte sie mit einem Druck seiner Hand nach innen schieben. Die Männer hatten das erwartet, was sie von Häusern dieser Art gewohnt waren. Einen ziemlich breiten Hausflur, halbhoch gekachelt, wirklich nicht übel, wenn – ja wenn er renoviert worden wäre.
Das war er nicht. Es fehlte das Geld, Besitzansprüche waren noch nicht geklärt worden, jedenfalls lebten die Menschen noch so wie vor der Wende.
Auch der Steinboden zeigte Risse und Löcher. Die Wände waren verschmiert, die Kacheln darunter teilweise abgesprungen, und jemand hatte mit der roten Farbe aus einer Sprühdose SCHEISS STASI an die Wand geschrieben.
Jede Etage enthielt mehrere Wohnungen, sicherlich mit relativ großen Zimmern.
Es roch nach Essen. Beide Männer nahmen den Gestank von Pommes frites wahr.
Sie hatten Glück, es kam ihnen niemand entgegen, der irgendwelche Fragen gestellt hätte, denn Fremden gegenüber war man noch immer relativ mißtrauisch.
Sie stiegen die abgetretenen Stufen hoch. Eine alte Holztreppe mit einem noch intakten Geländer, das allerdings auch nach einer Überholung durch den Schreiner schrie.
Beide schwiegen.
Harry schaute in die Höhe. Der hinter ihm gehende Franz Jochem hielt den Kopf gesenkt, als wäre er dabei, die einzelnen Stufen des Treppenaufgangs zu zählen.
In der zweiten Etage blieb Stahl stehen. Jochem war etwas aus der Puste geraten und hüstelte. »Ziemlich ruhig hier, wie?«
»Zu ruhig?«
»Keine Ahnung, Harry. Ich weiß überhaupt nichts mehr, wenn ich ehrlich sein soll.«
»Noch eine Etage, dann haben wir es hinter uns.«
»Das hoffe ich.«
Unten wurde eine Tür hart zugeschlagen, und beide Männer schraken

zusammen. Jochem grinste. »Meine Güte, ich werde immer nervöser. Ich erschrecke mich schon vor einer zuklappenden Tür.«

Er schüttelte den Kopf. »Das macht alles nur die verdammte Begegnung mit diesem Geist. Es war einfach schlimm.«

Harry konnte es ihm nachfühlen. Wer zum erstenmal mit übersinnlichen Dingen konfrontiert wurde, der hatte daran zu knacken oder unten ihnen zu leiden. Ihm war es damals nicht anders ergangen. Im Laufe der Zeit hatte er sich daran gewöhnt und die andere Seite auch akzeptiert.

Auch auf seiner Stirn schimmerten kleine Schweißperlen, als sie die dritte Etage erreichten und dort erst einmal stehenblieben. Mehrere Wohnungen standen zur Auswahl. Sie entdeckten auch Namensschilder, wollten hingehen und nachschauen, als ein Treppenabsatz unter ihnen die Toilettenspülung rauschte. Eine Tür wurde geöffnet, dann verließ ein Mann die kleine Bude. Er blieb stehen, als er die Besucher sah. Gespannt schaute er zu ihnen hoch.

»Wir wollen zu Egon Kraft«, sagte Franz Jochem.

Der Mann reagierte seltsam. »Was wollt ihr denn von dem?«

»Nur besuchen.«

»Seid ihr von der Polente?«

»Nein – wieso?«

»Was der getan hat, weiß doch jeder hier. Dieses verdammte Schwein.« Der Mann winkte ab und ging seines Wegs. »Die erste Tür auf der rechten Seite«, sagte er noch.

Das Dankeschön hörte er nicht mehr, aber Harry und Franz hatten genug erfahren.

»Dann wollen wir mal«, sagte der Detektiv. Einen Klingelknopf suchte er vergeblich. Wer Kraft einen Besuch abstatten wollte, mußte schon an die Tür klopfen.

Was Harry Stahl auch tat.

Es rührte sich nichts. Entweder wollte der Mann nicht öffnen, oder er konnte nicht, weil er schlief.

Harry klopfte noch einmal an, diesmal stärker.

Nun bekamen sie eine Antwort. Der Klang einer ungewöhnlich dünnen Stimme drang durch das Türholz. »Kommt rein, es ist offen.«

»Wie schön«, murmelte Harry.

Franz Jochem war mißtrauischer. »Komisch, er hat gar nicht gefragt, wer wir sind.«

Die Warnung kam zu spät, da hatte der Detektiv die Tür bereits geöffnet und er geriet in ein mörderisches Inferno…

***

Er haßte die Menschen, er haßte sich, und er haßte die ganze Welt.

Er war kein Mensch mehr, er war eine Kreatur, denn ein verfluchter

Totengeist war erschienen und hatte ihm die Kraft aus dem Körper gesaugt.

Er war auch kleiner geworden, seine Haut jedoch hatte sich nicht reduziert, und sie umhing das, was ihm geblieben war, wie ein alter, viel zu großer Lappen.

Weil er so aussah, haßte Egon Kraft alles, was sich normal in seiner Umgebung bewegte. Dazu gehörten natürlich auch die Menschen, die es nicht erwischt hatte.

Es gab Waffen, die er unter den Bohlen des Fußbodens versteckt gehalten und vor kurzem hervorgeholt hatte. Drei normale Pistolen und eine Maschinenpistole.

Damit konnte auch eine Person wie er schon etwas anfangen. Ihn interessierte besonders die MPi. Sie war für ihn so etwas wie eine stählerne Braut, auf die er sich verlassen konnte. Er hatte sie kontrolliert und zufrieden festgestellt, daß das Magazin der Waffe bis zur letzten Kugel gefüllt war.

Damit konnte er schon etwas an- und ausrichten, denn er war sicher, daß man ihm auf die Spur kommen würde. Die Bullen waren nicht dumm. Er hatte sich zwar ihnen nicht gezeigt, doch was in diesem Haus X geschehen war, würde weitere Kreise ziehen. Dieser Geist der Rita Reinold, der ihn in der Wohnung besucht hatte, der hatte sich bestimmt nicht nur ihn allein als Opfer ausgesucht. Auch andere Wächter und Aufpasser hatten sich zu den Zeiten der DDR als sadistische Quäler hervorgetan. Wenn also Rache genommen wurde, dann bei allen.

So etwas mußte einfach auffallen.

Kraft hockte auf dem Fußboden. Die MPi hielt er fest, die Mündung wies auf die Tür. Er dachte daran, welch eine schlechte Nacht er hinter sich hatte, und seine Gedanken bewegten sich anschließend der Zukunft entgegen, die für ihn keine war.

Es gab sie nicht.

Er war nicht mehr normal.

Er war ein kleiner Mensch mit der weichen Haut eines Geflügels.

Dabei brauchte er sich nur seine Hände anzuschauen, um auch dort die Wahrheit zu erfahren. Sie glichen trotz der Finger tatsächlich Hühnerklauen. Es hatte ihm auch Schwierigkeiten bereitet, die Waffe festzuhalten, aber er hatte sich daran gewöhnen können.

Jetzt saß er da und wartete.

In seiner greifbaren Umgebung hatte er all das aufgebaut, was er benötigte. Bier, auch die Essensreste, die er noch im Kühlschrank gefunden hatte. Etwas Speck und einige Scheiben Brot hatte er ebenfalls noch entdeckt.

Warten, lauschen…

Worauf?

Er wußte es nicht, aber jedes Geräusch im Haus nahm Kraft wahr.

Er versuchte herauszufinden, was daran fremd war und was nicht.

Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, hatte er bisher nichts Außergewöhnliches herausgefunden.

Er hatte die Stimmen der Kinder gehört. Das Haus wurde von den lieben Kleinen als Spielplatz angesehen, denn oft genug tobten sie durch das Treppenhaus.

Auch den Schritten hatte er gelauscht. Den Stimmen der Erwachsenen ebenfalls, aber es war nie jemand gekommen, der an seine Tür geklopft hätte.

Warum auch?

Der allein lebende Egon Kraft zählte zwar nicht zu den Menschen, die von den übrigen Mietern direkt gemieden wurden, in die Hausgemeinschaft selbst war er nicht integriert worden. Das war schon zu alten DDR-Zeiten so gewesen. Irgendwie hatte es sich damals herumgesprochen, welchem Job er nachgegangen war. Zwar hatte er nur ein Jahr vor der Wende hier gelebt und war auch oft weg gewesen, aber man begegnete ihm doch mit einer gehörigen Portion Mißtrauen.

Damals hatte ihn das nicht gestört, heute dachte er anders darüber. In seiner Lage hätte er schon Hilfe gebrauchen können. Um ihn würde sich keiner kümmern. Auch er hatte sich nie um andere gekümmert, und Freunde hatte es in seinem Leben nie gegeben. Nur Kollegen oder Menschen, die vor ihm, dem Vorgesetzten, buckelten.

Die Zeiten lagen zurück. Jahrzehnte, wie es ihm vorkam. Kraft gehörte zu den Menschen, die mit der neuen Zeit noch nicht zurechtkamen. Er hatte sich nie einfügen können. Er war immer der Außenseiter geblieben und würde es auch weiterhin bleiben, wobei er auch damit rechnete, daß man ihm auf die Spur kam. So oder so, denn man war dabei, die Vergangenheit des Staates aufzuarbeiten, und da konnte, man an ihm nicht vorbeigehen.

Das allerdings war alles zur Makulatur geworden, seit dieser verfluchten Veränderung. Als Mensch konnte er sich nicht mehr fühlen, nur noch als Lebewesen. Er mußte sich auf den Existenzkampf einrichten, und er dachte daran, daß ein Mensch essen und trinken mußte. Auch er würde sich bald Nahrungsmittel besorgen müssen. Tagsüber konnte er sich nicht auf die Straße wagen. Da wäre er aufgefallen. Also mußte er in der Nacht auf die Pirsch gehen, bewaffnet, als Einbrecher in die entsprechenden Läden.

Zum Glück gab es noch einige kleine Geschäfte in der Nähe, wo er sich Lebensmittel besorgen konnte. Bei den großen Supermärkten auf der grünen Wiese wäre es schon schwieriger geworden.

Kraft grinste. So etwas wie Freude war bei ihm aufgekommen. Er hatte nicht aufgegeben und würde es auch nicht tun. Nein, nicht er.

Dazu war er einfach nicht geboren.
Wieder warten.
Zunächst auf den Anbruch des Abends, dann auf die Nacht, denn die Dunkelheit war sein Schutz.
In der letzten halben Stunde war es im Haus relativ still geworden, abgesehen von den Stimmen der Kinder. Die aber spielten weiter unten, und so schaffte Kraft es, sich auch auf die unmittelbare Umgebung jenseits der Tür zu konzentrieren.
Obwohl er inzwischen eine Dose Bier geleert hatte, waren seine Sinne nach wie vor geschärft, und er hörte, daß jemand über die Holztreppe lief.
Kraft war schlau, er konnte gut hören und hatte ein gutes Erinnerungsvermögen. Ihm fiel sofort auf, daß die Geräusche nicht zu den Hausbewohnern paßten.
Fremde hatten den Bau betreten.
Fremde kamen hoch.
Fremde sprachen mit einem Hausbewohner.
Egon Kraft packte die Maschinenpistole fester. Ihm gefiel seine Position nicht mehr. Er hatte zu lange gesessen, deshalb waren seine Glieder steif geworden.
Er mußte sich bewegen, drückte sich erst zur Seite, stemmte die Mündung der Waffe schräg gegen den Boden und benutzte den Lauf als Stütze, um sich in eine kniende Haltung zu bringen.
So blieb er auch, den Druck auf beide Beine verteilt. Er kniete breit, und Licht brauchte er noch nicht. Er konnte alles gut erkennen.
Schritte waren zu hören. Ihm fiel auf, daß sie die Treppe hinter sich gelassen hatten, und Kraft hatte auch herausgefunden, daß sich zwei Personen auf seiner Etage bewegten. Das mußten Männer sein, denn Frauen traten anders auf.
Wollten sie zu ihm?
Er leckte über seine Lippen und nahm den salzigen Schweißgeschmack auf.
Warten, lauern, auf der Hut sein…
Die Geräusche näherten sich seiner Tür. Gingen sie auch vorbei?
Nein, sie verstummten dicht davor.
Wieder warten…
Schweiß bedeckte seine Stirn. Wie kaltes Öl lag er auf der lappigen Haut.
Kraft hörte sich atmen, und jeder aus seinem Mund dringende Luftstoß glich einem Zischen.
Dann klopfte es.
Obwohl Kraft damit gerechnet hatte und eigentlich auch darauf vorbereitet war, zuckte er doch zusammen, und er kam sich in den folgenden Sekunden wie eine Figur vor. Er war erstarrt und nicht in

der Lage, eine Antwort zu geben.

Wie sollte er sich verhalten? Einfach so tun, als wäre er nicht in der Wohnung?

Bevor er sich zu einer Antwort durchgerungen hatte, klopfte es zum zweiten Mal. Diesmal härter und fordernder, als wüßten seine Besucher, daß er in der Wohnung war. Aber wer waren sie?

Die Antwort rutschte ihm wie von selbst über die Lippen, wobei er sich noch über den Klang seiner dünnen Stimme ärgerte. »Kommt rein, es ist offen…«

Nach dieser Antwort drückte er die Maschinenpistole etwas nach rechts, um die Tür direkt im Schußfeld zu haben…

***

Vielleicht war Harry Stahl zu sehr darauf programmiert, einen Erfolg zu erreichen. Er hörte die mißtrauische Antwort zwar, kümmerte sich jedoch nicht darum, und er drückte die Tür nicht behutsam auf, sondern mit einem heftigen Ruck.

Der erste Blick!

Harry kannte sich in Wohnungen wie dieser aus. Er wußte, daß sie zumeist aus zwei Räumen bestanden, in denen sich allerdings alles konzentrierte. Wohn-, Wasch- und Schlafraum.

Das alles ging ihm am Rande durch den Kopf. Wichtig war der Mieter dieser Wohnung.

Und den sah er nicht.

Zumindest nicht sofort, denn sein Blick war einfach über ihn hinweggeglitten, dorthin, wo ein Bett stand, der Fernseher und…

Er schnupperte.

Der Geruch störte ihn, dann sah er die Bewegung, senkte den Blick nach vorn. Dies alles war innerhalb weniger Sekunden geschehen, in denen er schon hätte tot sein können, aber auch Egon Kraft hatte nicht geschossen, weil er von der Fremdheit des Besuchers überrascht war. Er konnte diesen Mann nicht einordnen, wollte eigentlich erst wissen, wer er war, um dann zu handeln.

Dann sah er den zweiten Mann.

Er hatte die Wohnung noch nicht betreten und zeichnete sich hinter dem ersten ab.

Ihn kannte Kraft.

Es war Franz Jochem, ein ehemaliger Kollege. Was er hier zu suchen hatte, lag auf der Hand. Kraft dachte sofort an die Vergangenheitsbewältigung der besonderen Art, und er hatte ebenfalls den Entschluß der besonderen Art gefaßt.

Aus seinem Mund drang ein wütender Laut. Es war genau der Ton, der auch Harry Stahl warnte. Er schaute hin, sah plötzlich die kleine Gestalt am Boden knien und auch die Waffe, die dieser Mann festhielt,

wobei das Größenverhältnis irgendwie nicht paßte.

Harry hätte trotzdem keine Chance gehabt. Bevor er seine Waffe ziehen konnte, schoß Kraft.

Die MPi schleuderte ihre Ladung hinaus. Sie hämmerte ihre Todesmelodie, und in dieses Stakkato hinein drang auch der irre Schrei des Egon Kraft.

Ihm wurde bewußt, daß er einen Fehler gemacht hatte, denn er hätte zuvor üben müssen.

So aber hatte er den Rückstoß der Maschinenpistole nicht berechnet. Der schleuderte ihn zurück, und die Waffe zeigte nun in die Höhe. Die Kugeln schlugen in die Decke, rissen dort Löcher und ließen Putzbrocken wie übergroße Schneeflocken nach unten fallen.

Als Kraft dieses klargeworden war, da hatte er schon einige wertvolle Sekunden verloren. Harry war zur Seite gewichen. Er schrie Franz Jochem eine Warnung zu, darauf hoffend, daß diese auch befolgt wurde.

Der pensionierte Wächter hatte zuerst nichts begriffen. Er stand auf der Schwelle, er staunte, sein Mund wollte sich kaum schließen, und er spürte, wie der Speichel über seine Unterlippe rann und am Kinn entlanglief. Er hörte das Geräusch der Schüsse, sah Mündungsblitze und einen kleinen Mann, der ihn an einen Klumpen erinnerte, wobei sich der Mann noch nach hinten wuchtete.

Jochem sprang in den Flur zurück und tauchte nach rechts weg.

Harry aber blieb im Zimmer.

Er dachte nicht darüber nach, welch ein irres Glück er gehabt hatte, aber er wußte auch, daß er sich darauf nicht verlassen konnte und selbst handeln mußte.

Er war zurückgewichen, hatte sich auch zu Boden geworfen und seine Waffe gezogen.

Eine Feuerpause.

Kraft richtete sich erneut ein. Er wußte jetzt, wie er schießen mußte. Er sprang mit einer Drehbewegung auf die Füße, die Maschinenpistole hatte er nicht losgelassen. Sie war der Tod in seinen Händen, und sie würde den Tod bringen.

»Weg mit der Waffe!« brüllte Harry. Er lag auf dem Bauch, hatte den rechten Arm ausgestreckt und die Hand erhoben. So zielte er auf den ehemaligen Wächter.

Zwar hatte Kraft den Befehl gehört, nur dachte gerade er nicht daran, aufzugeben. Schließlich besaß er die Kanone, und er würde sich den Weg freischießen.

»Neiiinnn!« brüllte er, fuhr herum, legte wieder an, und dann schaute er in das Mündungsfeuer.

Er sah es zweimal blitzen. Es erschreckte ihn. Er wurde starr wie sein rechter Zeigefinger.

Als er die Echos der Schüsse vernahm, wurde er bereits zurückgestoßen. Zwei Kugeln hatten ihn wie Hammerschläge erwischt. Er flog durch den Raum, ein Sessel hielt ihn auf, und mit einer flattrigen Bewegung versuchte er, auf die Sitzfläche zu klettern.

Das gelang ihm nicht mehr. Die Waffe war ihm entfallen. Sie lag auf halber Strecke zwischen ihm und dem Schützen und war für ihn unerreichbar. Er hätte es auch nicht mehr gekonnt, denn er war so fürchterlich schwach geworden. In seinem Körper spürte er ein nie erlebtes Brennen. Der Mund hatte sich mit einer dicken Flüssigkeit gefüllt, die er nicht mehr ausspucken konnte, und die deshalb zurück in seine Kehle rann, so daß er dabei fast erstickte.

Ein letztes Husten noch. Dann sackte er zusammen und fiel in das schwarze Loch des Todes.

Harry Stahl stand wieder auf den Beinen. Er hatte genug Menschen sterben sehen, um zu wissen, daß dieser Mensch, der ihn hatte töten wollen, nicht mehr lebte.

Es war still in der Wohnung geworden. Ein beißender Geruch lag zwischen den Wänden. Aus dem Haus unten schallten Stimmen hoch. Natürlich waren die Schüsse gehört worden. Die Menschen würden kommen und nach Erklärungen verlangen, und Harry würde sie beruhigen müssen.

Als er sich der Tür zudrehte, stand ein leichenblasser Frank Jochem auf der Schwelle. Der ältere Mann sah aus, als würde er jeden Moment bewußtlos zusammenbrechen. Seine Lippen bewegten sich zitternd, einen Satz brachte er nicht hervor.

Harry hatte seine Waffe weggestreckt und ging auf Jochem zu.

»Es ist vorbei«, sagte er. »Wir haben unwahrscheinliches Glück gehabt.«

Jochem nickte. Er faßte Harry an, als wollte er sich davon überzeugen, daß er tatsächlich die Wahrheit gesprochen hatte und sie beide noch lebten.

Endlich konnte Franz sprechen. »Was ist mit Kraft? Ich habe da etwas gesehen, das ich kaum glauben kann…«

»Später, Franz. Wir müssen uns erst um die Hausbewohner kümmern. Kraft läuft uns nicht weg.«

Die Menschen kamen. Sie hatten ihre Wohnungen verlassen, stolperten von oben und auch von unten herbei. In den Gesichtern stand die Furcht geschrieben, die Fragen waren in ihren Augen abzulesen.

Der ehemalige Kommissar wußte, wie er mit Menschen umzugehen hatte. Er hoffte auf einen Autoritätsschub, auch wenn er zu einer Notlüge greifen mußte.

»Mein Name ist Stahl«, sagte Harry, »Kommissar Stahl, und ich möchte, daß Sie mir zuhören.« Er hatte laut und deutlich zu den in

respektvoller Distanz stehenden Bewohnern gesprochen. Sie wagten keinen Widerspruch und fragten auch nach keinem Ausweis. Die alten Zeiten steckten noch zu stark in ihnen.

»Bevor Sie es später erfahren, will ich es Ihnen gleich sagen. Ihr Mitbewohner Egon Kraft lebt nicht mehr. Ich mußte ihn leider erschießen. Es war ein Akt der Notwehr, sonst hätte er mich mit seiner Maschinenpistole erwischt. Ich bin hergekommen, um ihn zu verhaften und ahnte nicht, daß ich auf eine derartige Gegenwehr stoßen würde. Herr Kraft war ein Verbrecher und Mörder, wobei seine Taten auf die früheren Jahre zurückgingen.«

»War er nicht im Knast beschäftigt?« fragte ein Mann, der im Hintergrund dicht an der Treppe stand.

»Ja, das war er.«

»Man hat so einige Dinge gehört.«

Harry Stahl nickte. »Darum ging es letztendlich, und diese Dinge waren leider nicht gelogen. Das Thema ist jetzt abgehakt, so daß ich Sie bitten möchte, wieder in Ihre Wohnungen zu gehen. Falls meine uniformierten Kollegen später noch Fragen haben sollten, bitte ich Sie, diese zu beantworten.«

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden. Zwar zogen sich die Bewohner noch nicht sofort zurück, da mußten Mütter und Väter Fragen der Kinder beantworten, wobei der Detektiv mehrmals Sätze hörte: »Das ist ja wie im Fernsehen gewesen.«

Er schüttelte nur den Kopf und gab Franz Jochem einen Wink, ihm in die Wohnung zu folgen. Erst als beide dort waren, schloß Harry die Tür und drehte auch den Schlüssel herum.

Jochem lehnte an der Wand. Er hatte sich noch immer nicht erholt und hob seine Schultern wie jemand, der verzweifelt war. »Es tut mir leid«, sagte er, »aber ich kann das alles nicht fassen. Das ging mir einfach viel zu schnell. So etwas bin ich nicht gewohnt.«

»Ich auch nicht, wenn ich ehrlich sein soll.«

Jochems Lippen zuckten. Er streckte die Arme aus. »Da, schau, wie meine Hände zittern.«

Harry tat es ihm nach. »Mir ergeht es ähnlich.«

»Aber du bist doch ein Polizist oder so…«

»Und ein Mensch.«

»Ja, ein Mensch.« Jochem nickte, bevor er sich nach links drehte und in das Zimmer hineinschaute. Er räusperte sich. »Ich habe da vorhin etwas gesehen, was ich einfach nicht glauben kann. Da hockte jemand auf dem Boden, der entfernt aussah wie Kraft…«

»Er war es, Franz.«

»Klar, Harry, klar. Aber wie…?«

»Komm mit.« Stahl ging mit forschen Schritten auf den Toten zu.

Jochem folgte ihm langsamer. Er warf der am Boden liegenden MPi

einen scheuen Blick zu. Dabei mußte er auch einige Putzbrocken umgehen, die von der Decke herausgerissen waren und sich in dem Zimmer verteilt hatten.

Der Tote lag neben dem Sessel.

Von zwei Kugeln war Kraft getroffen worden. Eine hatte ihm die Haut am Bauch aufgerissen, die andere war ihm dicht unter dem Hals in die Brust gefahren. Sie mußte die Lunge zerfetzt und ihm das Blut in den Mund gepumpt haben. Es quoll zwischen den Lippen hervor und bildete auf dem Boden eine rote Lache.

Abgesehen von den Schußwunden, die schon schrecklich genug waren, wie sah er sonst aus!

Einfach schrecklich. Vor den beiden Männern lag ein um die Hälfte geschrumpfter Mann, der sich dazu noch in einer schrecklichen Veränderung zeigte, denn seine Haut war nicht geschrumpft. Sie hatte sich breit und lappig um seinen Körper gelegt und erinnerte an weichen Pudding.

»Wie ist das möglich?« fragte Jochem.

»Eine gute Frage.«

»Rita Reinold?«

»Sieht so aus.«

Jochem schluckte. »Also ihr Geist. Ihre zurückgekehrte Seele – oder was auch immer – hat sich gerächt.«

»So kann man sagen.«

»Mehr sagst du nicht, Harry?«

»Was verlangst du?«

»Eine Erklärung, Harry, die ich begreifen und mit dem Verstand nachvollziehen kann. Ich bin jetzt zweimal mit diesen unheimlichen Dingen konfrontiert worden, und ich komme wieder nicht zurecht. Im Gegenteil, es wird schlimmer.«

»Ja, Franz, das kann ich dir nachfühlen. Auch ich stehe vor einem Rätsel, aber ich will es lösen. Den Verstand oder die Ratio mußt du etwas zur Seite schieben, hier geht es um andere Dinge, die für fast alle Menschen unbegreiflich sind.«

Franz Jochem nickte, obwohl er nichts begriffen hatte. Dafür fragte er: »Was willst du jetzt tun?«

»Ich rufe einen gewissen Gregor Schmidt an.«

»Nicht die normale Polizei?«

»Nein, das hier ist ein Fall für Schmidt und seine Organisation. Die Polizei würde hier nichts herausfinden. Schmidt kann es richten.«

Harry war froh, daß man ihm die Nummer gegeben hatte, und er war noch froher, daß er hier ein Telefon fand. Er drehte die Wählscheibe und drückte sich selbst die Daumen, daß Schmidt erreichbar war.

Harry hatte Glück. Sehr schnell schon meldete sich der Mann mit einem knappen: »Hallo.«

»Stahl hier.«
»Oh!«
Harry lachte. »Ja, das können Sie sagen. So schnell haben Sie mit einem Anruf nicht gerechnet.«
»In der Tat nicht. Gibt es etwas Neues? Haben Sie Fortschritte machen können?«
»Es gibt einen Toten.«
Schmidt schwieg. Harry grinste darüber, daß man einen Typen wie diesen Apparatschik tatsächlich noch überraschen konnte. »Sind Sie noch dran, Herr Schmidt?«
»Sicher. Ich bin nur ein wenig überrascht worden. Sie räumen ja ganz schön auf.«
»Ich mußte mich nur wehren.«
»Wer ist es denn?«
»Egon Kraft.«
»Hm.«
»Sie kennen ihn nicht?«
»Doch, den Namen habe ich schon mal gehört. Bringen Sie mich trotzdem auf die Reihe.«
Harry kannte die Tricks. Er hätte auch so reagiert, wenn er etwas unbedingt hätte erfahren wollen. Er sah auch keinen Grund, Schmidt die Wahrheit zu verschweigen, und deshalb packte er aus.
Der Mann war ein guter Zuhörer, zeigte allerdings kaum Überraschung.
»Was ich Ihnen da erzählt habe, entspricht hundertprozentig den Tatsachen, Herr Schmidt.«
»Ich glaube Ihnen.« Es folgte ein leises Lachen. »Fragen Sie mich mal, weshalb wir Sie reaktiviert haben. Wir gingen einfach davon aus, daß Sie in ein Wespennest stoßen würden. Daß dies geschehen ist, darauf deutet ja einiges hin.«
Harry überging diese Bemerkung. Er wechselte das Thema.
»Fragen Sie nicht, wie es jetzt weitergehen soll, Herr Schmidt?«
»Ja, das würde mich interessieren,«
Harry Stahl lachte leise. »Das hört sich an, als wollten Sie mich allein lassen.«
»Wie kommen Sie denn darauf?« fragte Gregor Schmidt fast staunend. Es klang unecht.
»Intuition, Herr Schmidt.« Er trommelte mit den Fingern der freien Hand auf die Sessellehne. »Wir müssen umdenken. Sie vor allen Dingen. Wir haben es hier mit keinem normalen Fall zu tun, sondern mit einem magischen Phänomen. Ob Ihnen das nun paßt oder nicht.«
»Warum sollte mir das nicht passen, Herr Stahl?«
»Pardon, aber ich spreche aus Erfahrung. Als ich noch in den Diensten des Staates stand, habe ich oft genug erlebt, daß die eigenen

Kollegen die Köpfe geschüttelt haben, wenn es um Fälle ging, die rational nicht erklärbar waren.«

»Das ist uns bekannt. Deshalb haben wir Sie geholt.«

»Danke, aber Sie sollten jemand schicken, der sich um die Leiche kümmert.«

»Abholen, meinen Sie?«

»Ja, und es wäre gut, wenn Sie selbst mitkommen.«

»Werde ich tun. Die Anschrift, bitte.«

Harry gab sie ihm. Er hörte zu, wie Gregor Schmidt sie nachmurmelte und übergangslos wieder zur Sache kam. »Wie es in diesem Fall direkt weitergehen soll, haben Sie mir noch nicht gesagt. Oder haben Sie sich darüber noch keine Gedanken gemacht? Was nicht schlimm wäre, wahrscheinlich stehen Sie noch unter dem Einfluß des Erlebten.«

»Das stimmt, aber ich habe trotzdem weitergedacht. Wir müssen davon ausgehen, daß dieser Egon Kraft nicht der einzige bleibt, an dem sich Rita Reinold rächen will.«

»Könnte sein.«

»Ich weiß nicht, auf wen sie es noch abgesehen hat, aber ich kann mir vorstellen, daß es im ehemaligen Haus X doch mehr Typen gegeben hat, die man als Sadisten bezeichnen kann. Franz Jochem war so hilfsbereit, mir eine Liste mit Namen aufzustellen, und es sind einige dabei zusammengekommen. Nur bin ich allein und kann nicht überall sein, Sie verstehen?«

»Klar. Sie brauchen Hilfe.«

»Unterstützung – ja.«

»Wer?«

»Natürlich zwei Männer. John Sinclair und sein Kollege Suko. Ich werde sie gleich nach unserem Gespräch anrufen und sie fragen, ob sie bereit sind, mir zu helfen. Große Probleme sehe ich dabei nicht. Ich kann nur hoffen, daß es auch in Ihrem Sinne ist.«

Es folgte eine kleine Sprechpause, dann die etwas dünne Antwort.

»Das müßte schon klappen.«

»Wunderbar, Herr Schmidt. Und über die andere Sache werden wir später reden.«

»Pardon. Über welche, bitte?«

»Es geht um meine Rehabilitierung. So leicht kommen Sie mir nicht davon.«

»Ja, das ist klar.«

»Ich werde nachhaken.«

»Können Sie, aber zuvor müßten Sie diesen verdammten Fall lösen. Es eilt, wir können uns hier keinen rächenden Geist erlauben oder was auch immer er sein mag.«

»Keine Sorge, wir arbeiten daran.«

»Bleiben Sie in der Wohnung?«
»Bis Sie kommen.«
»Ich werde mich beeilen.«
Als Harry Stahl den Hörer auflegte, hatte sich ein Lächeln um seine Lippen gelegt. Schnaufend atmete er auf. Dieses Gespräch hatte ihm auch deshalb gutgetan, weil er in der Vorhand gewesen war. Er hatte sich nichts gefallen lassen, er war sich vorgekommen wie jemand, der wieder in der Offensive stand.
Franz Jochem hatte zugehört. Er grinste den Detektiv an. »Dem hast du es aber gegeben.«
»Wieso?«
»Du hast dir nichts gefallen lassen.«
»Das brauche ich auch nicht, Franz, und ich werde mir auch nichts gefallen lassen. Es gibt Dinge im Leben, die muß man einfach durchziehen. Das hier gehört dazu.«
»Stimmt. Wäre ich noch jünger…«, er hob die Schultern, »bei Gott, ich würde ebenfalls so handeln.«
»Das nehme ich dir sogar ab.«
Jochem, der auf einem Stuhl saß, wechselte das Thema. »Und jetzt willst du in London anrufen?«
»Das hatte ich vor.«
»Weißt du denn schon, wie es dann weitergehen soll?«
Harry Stahl lächelte. »Die Liste, mein lieber Freund. Sie allein ist wichtig.«
»Dann willst du die Leute der Reihe nach abfahren?«
»Klar.«
Jochem hob die Schultern. »Das ist nicht mehr mein Bier, Harry. Das ist nur noch…« Er verschluckte sich fast, als er mitten im Satz abbrach. Dann deutete er auf eines der Fenster, und sein Gesicht hatte einen recht starren Ausdruck bekommen. »Da … da …«
Harry Stahl drehte sich.
Auch er spürte den kalten Klumpen im Magen, als er die Scheibe anstarrte. In ihr malte sich Rita Reinolds Geist ab…

***

Sie war gekommen, und niemand hatte sie gehört. Als hätte sie ihrem Zustand alle Ehre machen wollen. Selbst Harry Stahl konnte den kalten Hauch nicht vermeiden, der sich wie ein Schleier um seinen Körper legte und ihn beinahe einfror.
Er starrte die Gestalt an und dachte dabei an das Schicksal des Egon Kraft. War Rita erschienen, um sie ebenfalls so zu verändern wie den Aufseher?
Noch tat sie es nicht. Sie war mit dem schmutzigen Glas der Scheibe integriert und hatte die grünlich schimmernden Pupillen der Augen

direkt auf die Männer gerichtet, wobei sie es schaffte, jeden von ihnen im Blick zu behalten.

Keiner der beiden sprach ein Wort. Sie spürten nur die Veränderung in der Wohnung. Etwas Fremdes, kaum Erklärbares, war hier eingedrungen. Der kalte Hauch einer anderen Welt, der sie frösteln ließ. Hier waren die Regeln und Gesetze auf den Kopf gestellt worden. Mochte diese Rita auch aussehen wie ein Mensch, sie war es nicht, sie war nur mehr eine feinstoffliche Erscheinung, eben ein Geist, der sich auf den Weg gemacht hatte, um den Ort eines von ihm diktierten Geschehens zu besuchen.

Nichts rührte sich an ihr.

Sie trug noch immer ein Kleidungsstück, das entfernt an ein Totenhemd erinnerte. Um ihre nackten Arme und Schultern herum bewegte sich die Luft in einer bestimmten Breite, als wäre sie dort zu einem nebligen Flaum kondensiert.

Im Gegensatz zu dem geisterhaft anmutenden Körper wirkte das Gesicht sehr menschlich, was nicht allein an den Augen lag, sondern auch an den rötlichbraunen Haaren, die es wie ein genau abgezirkelter und glatter Vorhang umgaben. Unter der Nase malte sich der Mund ab. Die Lippen erinnerten etwas an verwelkte Rosenblätter, die wegen der Blässe der Haut stärker hervortraten.

»O Gott, sie holt uns…«

Harry Stahl achtete nicht auf Jochems Worte. Er konnte sie nicht unterstreichen. Er glaubte einfach nicht daran, daß Rita Reinold gekommen war, um sie zu verändern oder zu vernichten. Auf ihn wirkte die Erscheinung eher wie jemand, der eine Botschaft mitbrachte, und er sollte sich nicht geirrt haben.

Daß Geister sprechen können, erlebte er in den nächsten Sekunden, denn Rita sprach sie an. Sie redete nicht mit normaler Stimme, bei ihr war alles anders. Der Klang war hoch, als käme er aus einem alten Radio, das nicht richtig eingestellt war. Eine Stimme von einer ungewöhnlichen Frequenz, denn so sprach kein Mensch, eher schon Geister.

Als sie redete, schien das Glas aufgrund dieser hohen Frequenzen zu vibrieren, aber das konnten sich die beiden auch nur eingebildet haben. Jedenfalls verstanden sie die Worte, und sie würden sie auch bestimmt nicht vergessen.

»Es ist mein Rachefeldzug, mein eigener. Ich bin gekommen, um euch zu warnen. Ich will dabei nicht gestört werden. Wer immer es auch versuchen wird, mich davon abzuhalten, er wird es mit seinem Leben bezahlen. Ich kann in meinem Reich erst Ruhe haben, wenn alle vernichtet sind, die mich quälten. Ich muß sie verändern, ich werde ihre Lebensenergie zu meiner machen. Das Dasein besteht aus Energie, denn so ist es nicht nur bei den Geistern, auch bei den lebendigen und

stofflichen Personen. Die Seele und die Energie sind das Wichtigste überhaupt, das einen Menschen zusammenhält. Daran solltet ihr immer denken. Laßt mich meinen Weg gehen, und stellt euch nicht dazwischen.«

Sosehr diese Worte auch als Warnung formuliert worden waren, sie hatten zumindest einen der beiden Zuhörer irgendwie beruhigt.

Wer warnte, der tötete nicht, noch nicht, das sah zumindest Harry Stahl so, und er nickte, obgleich er eine Frage hatte. »Du bist aber nicht allein«, sprach er gegen die Scheibe. »Wir waren in der Zelle und haben noch etwas anderes gesehen.«

Die schrille Zwitscherstimme unterbrach ihn. »Ja, ich weiß dar über Bescheid. Ich konnte euch beobachten.«

»Wem gehörte die Fratze?«

Huschte nicht ein Lächeln über die blassen Lippen, oder hatte sich Harry geirrt?

Er konnte es beim besten Willen nicht Sagen, aber die Erscheinung bewegte den Kopf. »Ihr solltet nicht danach fragen«, schrillte sie leise. »Nein, ihr solltet es lassen, wenn euch das Leben wichtig ist. Er ist etwas Unaussprechliches. Er ist mein Mentor und mein Meister. Er beschützt mich, ein düsterer Engel, den ich schon zu meinen Lebzeiten angebetet habe. Fragt nie mehr nach ihm, fragt nicht. Geht… geht weit weg …« Es waren ihre letzten Worte, und wieder glaubte der Detektiv, das Glas der Scheibe zittern zu sehen.

Noch einmal wurde er von einem kalten Hauch erwischt, dann gab es die Erscheinung nicht mehr. Sie hatte sich zurückgezogen und sich mit der Luft vermengt. Einfach aufgelöst, das war alles.

Beide Männer standen da und schwiegen, bis Franz Jochem das Schweigen unterbrach. »Verdammt noch mal, Harry, ich gehöre wirklich nicht zu den gläubigen Menschen, aber in den letzten beiden Minuten habe ich wieder gebetet. Das… das mußte einfach sein. Ich habe nicht einmal die Hände gefaltet, ich habe still gebetet, und mir schossen die alten Verse aus meiner Kindheit durch den Kopf. Kannst du das begreifen, Harry?«

Stahl drehte sich um. »Ja, das kann ich«, sagte er.

»Dann bin ich zufrieden.« Jochem war auf seinem Stuhl zusammengesunken und schüttelte den Kopf. »Der Kelch ist an uns beiden vorübergegangen, und wir sollten immer daran denken. Wir sollten es nicht vergessen, dieser Besuch muß uns Warnung genug gewesen sein. Oder was sagst du?«

Harry hob die Schultern.

»Willst du nicht?« Franz Jochem drückte sich langsam in die Höhe. Sein Gesicht zeigte einen großen Zweifel und ein gleichzeitiges Flehen. »Hast du die Worte schon vergessen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Aber… aber … du denkst nicht daran, die Warnung zu befolgen, Harry – oder?«
»Wie kommst du darauf?«
»Das sehe ich dir an. Ich kenne dich noch nicht so lange, aber ich habe viel von dir erlebt. Du bist jemand, der nicht so leicht aufgibt oder einen Fall aus den Händen gibt, nicht?«
»Das stimmt schon, Franz.«
»Dann machst du weiter!«
»Nicht nur ich.«
Jochem verdrehte die Augen. »Denkst du immer noch an die beiden Männer aus London?«
»Jetzt mehr denn je.«
Franz war verzweifelt. »Verdammt noch mal«, sagte er und starrte dabei das Fenster an. »Was sollen die denn hier? Was können sie überhaupt erreichen?«
»Alles«, erwiderte Harry leise.
»Das glaube ich dir nicht. Nein, das kann nicht stimmen.« Jochem trat hinter den Detektiv, als wollte er dessen Nähe spüren. »Es sind Menschen, Harry.«
»Stimmt.«
Franz lachte. »Dann erkläre mir bitte, wie Menschen gegen Geister ankommen sollen. Ich bin kein Fachmann, aber ich kann mir vorstellen, daß Wesen aus diesen anderen Welten uns Menschen haushoch überlegen sind. Das solltest auch du akzeptieren, denn wir haben ja erlebt, was mit diesem Schlächter Kraft geschah.«
»Ja, Franz, du hast im Prinzip recht.«
»Nicht nur im Prinzip.«
»Doch, doch.« Der Detektiv drehte sich um. »Franz«, sagte er nahezu beschwörend. »Ich gebe dir im Prinzip ja recht. Es ist alles so, wie du es dir vorgestellt hast. Nichts gibt es daran zu rütteln, aber es existieren doch gewisse Ausnahmen. Nichts ist perfekt, glaube es mir. Auch das Geisterreich nicht. Und wenn ich von Ausnahmen gesprochen habe, dann meine ich John Sinclair und Suko. Sie beschäftigten sich mit übersinnlichen Fällen. Ähnliches habe ich auch früher getan. Ich will mich jetzt nicht in Einzelheiten verlieren, aber ich könnte dir von Fällen berichten, da bleiben dir Mund, Ohren und Nase vor Staunen offen. Ich weiß schon, was ich tue.«
Franz Jochem bedachte Harry mit einem Blick, der an Abschied erinnerte. »Nun gut«, sagte er, »ich habe verstanden. Ich weiß jetzt, daß ich dich nicht überzeugen kann. Jeder muß seine Erfahrungen sammeln. Du hast deine gemacht, ich die meinen. Aber ich bleibe bei meinem Entschluß. Ich werde nicht mehr an deiner Seite sein. Ich setze mich in den nächsten Zug und fahre nach Hause. Ist es dir recht? Bist du sauer?«

Harry schaute Franz Jochem an und lächelte dabei. Er mochte diesen Mann mit dem Knittergesicht und nickte ihm zu. »Nein, Franz, nein, auf keinen Fall. Ich werde dir immer dankbar sein, daß du mich überhaupt auf die Spur gebracht hast. Du hast richtig reagiert. Ich gebe dir einen Teil der positiven Schuld an meiner Rehabilitierung, falls es dann soweit kommt. Wir werden in Kontakt bleiben.«

Jochem atmete tief ein. Es sah bei ihm aus wie eine Geste der Erlösung. »Dann bist du auch nicht sauer auf mich?«

»Wie käme ich dazu? Du hast dein Arbeitsleben hinter dir, ich fange wieder an.«

»Ja, das stimmt schon, wenn man auf die Siebzig zugeht.« Er hob die Schultern. »Man kann sich die Welt eben nicht aussuchen, sage ich mir immer.«

»So ist es.«

Jochem warf noch einen letzten Blick auf die Wohnung. Er schauderte, als er die Leiche sah. »Ich werde jetzt gehen, Harry.«

Stahl brachte ihn bis zur Tür. Im Flur reichten sich die beiden Männer die Hände. »Und ich höre wirklich von dir?« fragte Franz Jochem sicherheitshalber nach.

»Das ist versprochen.«

»Dann drücke ich dir beide Daumen, du alter Geisterjäger.«

Harry mußte lachen. »Soweit bin ich noch nicht. Das überlasse ich anderen.« Er wandte sich erst ab, als sein neuer Freund Jochem die Treppe hinunterging.

Dann betrat er die Wohnung. Er eilte zum Telefon und rief eine Nummer in London an…

***

Und somit stiegen Suko und ich endlich in diesen Fall ein, von dem wir so verflixt wenig wußten, uns aber eine Aufklärung von unserem Freund Harry erhofften, der versprochen hatte, uns vom Leipziger Flughafen abzuholen. Wir landeten am späten Vormittag und wunderten uns beide, was sich dort getan hatte.

Gebaut, gebaut, gebaut…

Es wurde überall gebaut. Dieser Zweig der Konjunktur boomte und auch der Flughafen und dessen Umgebung waren davon nicht verschont geblieben. Wir nahmen es hin und dachten auch daran, daß sich in einigen Jahren alles geändert haben würde.

Der Clipper hatte nur eine kurze Verspätung gehabt. Harry Stahl wartete auf uns. Er trug einen leichten, hellen Regenmantel, und wir sahen ihn hinter der Absperrung auf- und abgehen.

Suko grinste. »Schau ihn dir an, John, er sieht aus, als wäre er mit frischer Energie geladen worden.«

»Hoffentlich«, erwiderte ich nur.

Dank unserer Sonderausweise wurde auf Kontrollen verzichtet, so kamen wir als erste durch, und wir schauten einem lachenden Harry Stahl entgegen, der zuerst mich, dann Suko umarmte und uns danach kräftig die Hände schüttelte.

»Kinder, bin ich froh, daß ihr hier seid.«

»War es so schlimm?« fragte ich.

»Der reinste Horror. Aber ich vermute, daß es erst der Anfang gewesen ist.«

»Einiges hast du ja am Telefon erzählt. Hat es inzwischen neue Vorfälle gegeben?«

»Überhaupt nicht, John.«

»Und jetzt?«

»Trinken wir erst mal einen Kaffee.«

»Abgemacht.«

Das Restaurant hatte ich anders in Erinnerung. Es war mittlerweile renoviert worden und gab einen wirklich guten Eindruck ab. Ich bestellte zum Kaffee noch ein mit Wurst belegtes Brötchen, und Suko aß eine Gulaschsuppe.

Mein Telefongespräch mit Harry Stahl am Vortag hatte ziemlich lange gedauert, so daß wir es uns heute erlauben konnten, über private Dinge zu reden.

Wir erfuhren, daß Harry voller Optimismus steckte, was seine Rehabilitierung anging. »Freunde, da tut sich etwas. Einige Leute haben wohl bemerkt, daß sie sich mit meiner Suspendierung selbst ins Bein geschossen haben.«

»Und du glaubst, daß sie wieder angekrochen kommen?«

»Das nicht gerade, dafür sind es Beamte, aber die Hintertür werden Sie sich schon offenlassen.«

»Wir wünschen es dir.«

»Wenn es mir gelingt, diesen verdammten Fall zu lösen…«

»Stimmt es, wenn ich davon ausgehe, daß wir es mit zwei Gegnern zu tun haben?« fragte Suko zwischen zwei Löffeln Gulaschsuppe.

»Das kommt hin. Zum einen ist es der Geist der Rita Reinold. Zum anderen ist es diese Fratze.«

»Die namenlose?«

»Richtig, Suko.«

»Sie ist aber in diesem Haus X geblieben?«

»In der verdammten Zelle, die Waschküche genannt wird. Im Gegensatz zu dem Geist der Rita Reinold, der sich auf die Reise und damit auf die Suche gemacht hat.«

Suko legte den Löffel für einen Moment zur Seite und runzelte die Stirn. Er drehte den Kopf und schaute mich mit einem bestimmten Blick in den Augen an.

»Okay, ich weiß, was du denkst, das ist ein zweischneidiges

Schwert.«
»Sehr richtig. Einmal der Geist, zum anderen diese Fratze. Könnte es sinnvoll sein, wenn wir getrennt marschieren und auch versuchen, diese beiden Wesen getrennt zu vernichten?«
Diese Frage hatte Harry Stahl überhaupt nicht gefallen. »Wollt ihr das sofort?«
Die beiden erwarteten von mir eine Antwort. »Im Prinzip ist das nicht schlecht, aber sofort?« Ich verzog den Mund. »Verflixt, ich weiß nicht so recht.«
»War nur eine Idee«, sagte Suko.
Harry Stahl holte ein Stück Papier aus der Tasche, faltete es auseinander und legte es auf den Tisch. Er glättete den Zettel mit dem Handballen und sagte: »Das ist die Liste derjenigen Männer, die als Aufseher im Haus X gearbeitet haben.«
Wir schauten hin. Ich strich über mein Haar. »Das sieht nach ziemlich viel aus.«
»Es sind zehn.«
Suko pfiff durch die Zähne. »Eine Menge.«
»Meine ich auch.«
»Wenn wir deinem Plan folgen, Suko«, sagte ich, »müßten wir noch sieben weitere Leute haben, um alle beschützen zu können. Wobei keiner für die Maske in Frage käme.«
Suko nickte gedankenverloren. Dann fragte er Harry, ob er auch die Adresse hat.
»Ja, die hat mir dieser Schmidt gegeben. Wir haben Glück. Sie alle wohnen noch auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Keiner hat sich in den Westen abgesetzt, und unser Glück steigert sich noch, denn wir brauchen das Bundesland Sachsen nicht mal zu verlassen.«
»Immerhin etwas«, murmelte ich. »Stellt sich nur die Frage, bei wem wir anfangen«, murmelte ich. »Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht, alter Freund?«
»Habe ich.«
»Laß hören.«
»Der erste wohnt hier in Leipzig. Wir können ihn in einer halben Stunde erreicht haben.« Harry strich mit dem Finger unter dem Namen entlang. »Er heißt Albert Fink.«
»Du kennst ihn?«
»Nein, nicht persönlich.«
»Wie könnte er damals denn gewesen sein?«
»Schlimm.«
Ich war enttäuscht. »Ist das alles?«
»Ich stehe da außen vor, John. Was mir Franz Jochem berichtet hat, war eine verflucht schlimme Sache. Ich denke, daß er der Einäugige unter den Blinden gewesen ist. Das glaube ich ihm auch, denn dieses

bleiche Gespenst, hat ihm nichts getan.« Er blickte erst Suko, dann mich an. »Da hättet ihr mal diesen Oberaufseher Kraft sehen sollen. Lieber Himmel, der war nur noch – ja, er war ein Mensch, aber verändert. Man hat ihn verkleinert, man hat ihn ausgesaugt, ihm die Kraft und Energie einfach weggenommen.«

»Praktisch sein Lebenselixier – oder?« fragte ich.

»Das kommt hin.«

Suko grinste. »Schau mich nicht so an, John, ich weiß die Antwort auch nicht.«

»Aber es ist wichtig, nehme ich an. Das wird uns die Lösung geben.«

»Kann es nicht sein, daß wir falsch denken?« erkundigte sich Suko.

»Werde mal konkreter, bitte.«

»Vielleicht sollten wir uns mit dieser Rita Reinold näher beschäftigen.«

»Mit einer Toten?« fragte Harry.

»Nicht unbedingt«, wehrte Suko ab. »Wir könnten ja herausfinden, was sie vor ihrem Tod oder vor der Einlieferung in das Haus X getan hat. Da muß sie ja auch schon Kontakt mit der anderen Seite gehabt haben. So sehe ich es.«

Ich winkte mit dem Zeigefinger. »Das ist nicht mal schlecht gedacht, meine ich.«

Harry zeigte ein zerknirschtes Gesicht. »Ich wäre auch dafür, wenn wir mehr Zeit hätten. Für uns ist es doch wichtig, die Rachetour dieser Rita Reinold zu stoppen. Die Nachforschungen würden schon einige Zeit in Anspruch nehmen. Ich bin ja nicht mehr so im Dienst wie früher. Wenn ich zu meinen alten Kollegen komme und sie um einen Gefallen bitte, werde ich zunächst einmal schief angeschaut. Ob sie mir dann helfen werden, ist auch fraglich.«

Suko nickte mir zu. »Da könnte Harry verdammt richtig liegen, John. Zeit dürfen wir nicht mehr verlieren. Diese Person wird einen Hintergrund haben. Der sollte uns nicht kümmern, denke ich mal. Wichtig ist einzig und allein der Erfolg.«

Ich lächelte. »Ihr habt mich überzeugt.« Dann wandte ich mich an Harry Stahl. »Wie hieß der erste Knabe noch, dessen Name du uns genannt hast?«

»Fink. Albert Fink.«

»All right, holen wir uns den Vogel…«

***

Albert Fink hatte noch im Bett gelegen, als ihn der Anruf aus seinen Träumen riß. Mit einer Verwünschung auf den Lippen schnellte er hoch, stand auf und bewegte sich durch das Schlafzimmer auf den alten Quälgeist Telefon zu.

Immer wenn er zur Mittagsschicht mußte und sich am Morgen

ausruhen konnte, klingelte der verdammte Apparat. Seine Frau war schon seit einigen Stunden weg. Sie arbeitete ebenfalls im Schichtdienst, und zwar im Bahnhofs-Restaurant.

Mehr als brummig meldete sich der Mann. Zuerst hörte er nichts, dann ein helles Zischen, das wie das Singen von Drähten klang.

»He, was soll das? Was ist da los?«

»He, Albert.«

Fink hatte schon auflegen wollen. Als er seinen Namen hörte, überlegte er es sich. »Scheiße, wer bist du?« Er hatte erkannt, daß eine Frau gesprochen hatte.

»Du kennst mich.«

»Wer bist du?«

»Höre auf meine Stimme.«

»Das habe ich getan. Aber wenn du deine Stimme verstellst, kann ich nichts herausfinden.«

»Ich habe meine Stimme nicht verstellt.«

»Aha, dann sprichst du so? Hast du irgendwas mit dem Hals oder in der Art?«

»Geister können nicht anders sprechen, Albert. Oder soll ich sagen, der blutige Albert?«

Fink erschrak wie selten. Der Hörer rutschte ihm aus der Hand und knallte auf den Apparat. In der letzten Sekunde hatte er das Gefühl gehabt, ein glühendes Stück Eisen in der Hand gehalten zu haben. Vorhin war er vor Wut rot angelaufen, jetzt verschwand diese Farbe und schuf einer Leichenblässe Platz.

Fink nahm den Apparat mit bis zum Bett, auf dessen Kante er sich niederließ. An seinem Rücken hatte er das Gefühl, als würden Knochenhände darüber hinwegstreichen, und das nur, weil diese Anruferin ihn mit einem Namen angesprochen hatte, der aus seinem Gehirn verbannt worden war. Er hatte daran nicht mehr erinnert werden wollen, das lag zurück, das war Vergangenheit, die in seinen Augen bewältigt worden war. Aus, fertig und basta.

Der blutige Albert!

Ja, so hatten sie ihn damals genannt. Das Haus X war seine zweite Heimat gewesen, und wenn Egon Kraft, die Glatze, mal nicht anwesend gewesen war, erhielt er das Kommando über den Bunker.

Da hatte er sich dann austoben können, und der Name war ihm nicht zu unrecht verpaßt worden. Man nannte ihn so, weil er mehrere Gefangene bei den stattfindenden Verhören krankenhausreif geschlagen hatte. Noch heute steckte Dampf in seinen Fäusten, aber er hatte sich nach der Wende zurückgehalten, um nur nicht aufzufallen.

Aber jetzt war er aufgefallen. Dieser verfluchte Anruf hatte es ihm bewiesen.

Scheiße auch!

Er saß auf dem Bett und strich über sein Gesicht. In seinen Augen lag die Angst. Er dachte auch an seine Frau. Er war erst seit zwei Jahren mit ihr verheiratet, von seiner Vergangenheit wußte sie so gut wie nichts. Er hatte ihr gegenüber alles umgedreht und ihr weisgemacht, daß man ihn eingebuchtet hatte. So etwas machte sich immer gut.

Nun aber sah es so aus, als würde seine Welt zusammenbrechen.

Sein Mund war trocken geworden, der Geschmack darin bitter. Obwohl es seine Frau nicht wollte, stand er auf und holte aus der Tasche seines gestreiften Bademantels eine Schachtel mit Zigaretten und ein Feuerzeug. Ein Ascher stand in der Nähe.

Seine Hand zitterte, als er die Zigarette anzündete. Noch immer lief es ihm kalt den Rücken hinab, und plötzlich kam ihm eine Idee.

Sie schlug bei ihm ein wie der berühmte Blitz.

Wenn er einem alten Kumpel vertrauen konnte, dann gab es nur einen Namen. Es war Egon Kraft. Sie hatten noch in lockerer Verbindung zueinander gestanden, auch wenn er in den letzten Monaten nichts mehr von ihm gehört hatte. Allerdings hatten sie sich geschworen, sich gegenseitig zu informieren, sollte die Vergangenheit wieder hochkochen.

Er wollte Egon anrufen. Wenn er nicht zu Hause war, hatte er Pech gehabt, aber er mußte es versuchen.

Die Nummer kannte er nicht auswendig. Aus dem Wohnraum holte er sein Notizbuch und blätterte es mit zitternden Fingern durch. Da stand die Nummer, und Albert Fink saß wieder auf dem Bett, als er sie wählte. Für eine Weile schloß er die Augen, den Hörer an das Ohr gepreßt. So lauschte er dem Läuten.

»Heb ab, heb…«, keuchte er.

Es hob jemand ab. »Ja bitte…«

Zwei Worte, gedehnt zu einer Frage. Aber das war nicht Egons Stimme. Auch wenn die beiden Männer lange nichts voneinander gehört hatten, so stark konnte sich eine Stimme nicht verändern. In der Wohnung hatte sich ein Fremder gemeldet, dem es nicht gefiel, daß sich der Anrufer nicht bemerkbar machte.

»He, was ist denn? Wer sind Sie?«

Fink räusperte sich die Kehle frei. »Spreche ich denn nicht mit Egon Kraft?«

»Nein, der ist nicht da.«

»Wann kommt er denn zurück?«

»Nie mehr. Und jetzt sagen Sie mir bitte Ihren Namen. Wer sind Sie?«

»Ich?« flüsterte Fink.

»Ja Sie.«

»Wer sind Sie denn?«

»Jemand, der die Wohnung überwacht. Ich bin von der Polizei und werde so lange bleiben, bis…«

Mehr hörte Albert nicht mehr. Ebenso heftig wie bei dem ersten Anruf hatte er auch jetzt aufgelegt.

Scheiße, dachte er. Die Bullen waren in seiner Wohnung, sie waren Egon auf der Spur, und dann hatte dieser Kerl noch gesagt, daß Egon nicht mehr zurückkehren würde. Was bedeutete das?

Albert dachte genau richtig. Dann war Egon Kraft tot. Wer nie mehr zurückkehrte, der war eben tot und wurde nicht mehr lebendig.

Fink hätte sich am liebsten in die Matratze verkrochen. Er war nur ein zitterndes Bündel, und er spürte die Feuchtigkeit des kalten Schweißes am gesamten Körper. Er saß zwar auf dem Bett, kam sich selbst aber vor wie in einer Sauna.

Es war das kalte und heiße Grauen zugleich, das ihn überfallen hatte. Er stemmte die Ellenbogen auf die Knie, hob die Arme an und vergrub sein Gesicht in den Händen.

Wenn er sich jetzt im Spiegel gesehen hätte, dann hätte ihm ein Greis entgegengestarrt. Das weiße Haar war schon vorhanden. Es wuchs lang auf seinem Kopf.

Fink saugte an seiner Zigarette, als wollte er sie auffressen. Den Rauch ließ er durch die Nasenlöcher quellen. Er merkte, daß die Furcht immer mehr zunahm, und er spürte ein Rumoren im Bauch, das ebenfalls auf seine Angst zurückzuführen war.

Zwei Anrufe!

Den einen hatte er bekommen, den anderen hatte er selbst geführt. Hingen diese beiden zusammen, gab es da eine Verbindung zwischen der seltsamen Frauenstimme und diesem Verschwinden seines alten Kumpels Egon Kraft?

Viele Gedanken konnte er sich darüber nicht machen. Er war auch nicht in der Lage, rational zu denken, aber so weit hergeholt war es auch nicht. Es konnte durchaus sein, daß sich da wieder einiges zusammenbraute und die Vergangenheit zurückkehrte.

Er drückte die Zigarette aus. Zu hart und zu schnell. Die Glut verbrannte ihm noch die Fingerkuppe.

Und wieder schrillte das Telefon. Direkt neben ihm stand der schwarze Apparat auf dem Bett. Fink schrak zusammen, er bekam eine Gänsehaut, dann legte er eine Hand auf den Hörer, ohne ihn abzunehmen. Sollte er es tun, sollte er noch länger warten oder das Telefon nehmen und es gegen die Wand schleudern?

Er hob ab.

»Da bist du ja wieder…«

Die Gänsehaut verstärkte sich zu einem Eisschauer, als er die schrille Zischstimme hörte.

»Gib Antwort!«

Fink keuchte nur.

»Warum willst du nicht reden, blutiger Albert? Hat es dir die Sprache

verschlagen?«

Er schnappte nach Luft. »Wer bist du, zum Teufel? Wer ruft mich da an? Warum redest du mit mir?«

»Es kehrt alles zurück, Albert…«

Die Stimme hatte sich nicht viel verändert. Er aber glaubte, ein singendes Schwingen gehört zu haben, Und wieder zerbrach er sich den Kopf darüber, was diese Worte wohl bedeuten konnten. Da fiel ihm der Anruf bei Kraft ein. Und plötzlich, als hätte ihm dieser Gedanke einen Schub gegeben, faßte er wieder Mut. »Wer immer du bist, ich will dich fragen, ob du auch Egon Kraft angerufen hast.«

»Nein«, sirrte es, »habe ich nicht.«

»Aber…?« Fink wußte, daß noch etwas nachkam. Er sollte sich nicht getäuscht haben.

»Ihn habe ich besucht, deinen Freund Egon, und er hat es nicht überstanden. Er lebt nicht mehr. Er ist auf eine Art und Weise gestorben, die allen Menschen, die mit seinem Tod zu tun haben, Rätsel aufgibt.«

»Wie kam er denn um?«

»Durch mich…«

»Wie verdammt?«

Er hörte ein Lachen und danach die Antwort. »Ich habe ihn leergesaugt. Ich habe ihm seine Kraft genommen. Ich habe ihn schlaff und auch schlapp gemacht.« Ein schrilles, quietschendes Lachen folgte.

Schlaff und schlapp, dachte Albert Fink. Der Schauer verstärkte sich. Er begriff die beiden Ausdrücke nicht, aber er spürte die tödliche Gefahr, die dahinter lauerte.

»Du denkst nach?« sirrte die Stimme. Jetzt hörte sie sich an, als würden dünne Metallteile gegeneinander gerieben, und diese Geräusche schmerzten in seinen Ohren.

»Ich kann nicht mehr denken!« keuchte er, »nicht an diesem frühen Morgen, verdammt.«

»Du wirst es müssen. Du wirst auch zuhören müssen.«

»Warum sollte ich das? Ich weiß nicht, wer du bist.«

Es folgte ein derartig schrilles Lachen, daß Fink Angst um sein Trommelfell bekam. »Du kennst mich, und du wirst mich wieder kennenlernen.«

»Das ist keine Antwort!«

»Warte ab.« Die Stimme hatte sich wieder beruhigt, und die Anruferin ließ dem Mann auch eine kurze Erholungspause. Dann war sie wieder da. »Hör mir genau zu. Ich will, daß du deine Wohnung verläßt und anschließend zu…«

»Ich lege jetzt auf!« schrie er in die Worte der Anruferin hinein.

»Verdammt, ich werde auflegen, denn ich will einfach nicht. Hast du

das gehört? Ich will nicht!«

»Du mußt aber!«

»Nichts muß ich!« brüllte er. »Gar nichts!«

»Doch, Albert!«

Diese zwei Worte ließen den Mann erschlaffen. Er konnte sich nicht vorstellen, weshalb gerade jetzt sein Widerstand erloschen war. Es mußte am Klang der Stimme gelegen haben, möglicherweise an einem hypnotischen Unterton, denn er wurde ruhig, sehr ruhig sogar und nickte, obwohl es die Anruferin nicht sehen konnte.

»Was soll ich tun?«

»Zurück zum Haus X!«

Genau nach dieser Antwort hätte er eigentlich auflegen müssen.

Er tat es nicht. Als wäre der Hörer eine Brücke zwischen ihm und dem Verflossenen, so stieg die Vergangenheit wieder vor ihm hoch.

Er sah die Mauern, die Wände, die Gänge und auch die menschenunwürdigen Zellen, in denen die Gefangenen hausten wie Tiere. Er hörte auch ihre Schreie, ihr Fluchen und ihr Weinen.

Der blutige Albert hatte sich nie großartig Gedanken darüber gemacht, weshalb man die Frauen und Männer eingesperrt hatte. Für ihn reichte es aus, sie als subversive Kräfte oder Feinde des Sozialismus einzustufen. Gegner des Staates, der vor diesen Elementen geschützt werden mußte. Albert Fink und andere hatten dazu beigetragen, daß dieser Schutz garantiert wurde. Vorschriften hatte man ihnen nicht gemacht. Sie hatten sich ihre Regeln selbst aufgestellt.

»Hörst du noch?« sirrte die schrille Stimme.

»Ja, ich habe verstanden.« Fink antwortete mit einer Stimme, die ihm selbst fremd vorgekommen war.

»Dann hör zu. Du wirst heute noch fahren. Sofort. Die anderen werden auch kommen.«

»Welche anderen?«

Die sirrende Stimme klang böse. »Willst du mich auf den Arm nehmen? Deine Kollegen natürlich.«

Fink mußte schlucken. »Wissen die denn Bescheid?«

»Ja.«

»Kommen alle?«

Lachen. »Nur die wichtigen, mein Freund. Du zählst dazu. Egon Kraft kann nicht mehr kommen, er hat seine Strafe schon gekriegt. Aber ihr anderen werdet kommen.«

Albert hatte schon wieder feuchte Hände. »Was macht dich denn so sicher? Was ist, wenn ich und die anderen einfach nein sagen. Dann stehst du da und…«

»Du irrst dich und unterschätzt mich. Wenn ihr ablehnt, werde ich euch holen. Und zwar der Reihe nach. Einer nach dem anderen. Ihr

seid vor mir nicht sicher. Ich bin besser und stärker als ihr. Erinnere dich an deinen Chef. Er hat sich ebenfalls überschätzt. Wenn ihr nicht kommt, werde ich euch holen, und zwar der Reihe nach. Einer nach dem anderen wird mir Tribut zollen…«

Fink schwieg. Er hatte genug gehört. Und er gestand sich selbst ein, daß diese schreckliche Person gefährlicher war als er. Obwohl er sie nicht sah und sie nicht einmal kannte, traute er dieser Stimme. Jedes Wort, das sie sagte, entsprach den Tatsachen. Sein Kumpan Kraft lebte nicht mehr, er hatte selbst die fremde Stimme gehört, und wenn er schon aus dem Leben geschieden war, dann würde sie es auch mit den anderen schaffen. Davon konnte er ausgehen.

Trotzdem wollte er noch mehr wissen. Er traute sich auch eine Frage zu und starrte dabei die gelbe Tapete mit den blassen, roten Blüten an. »Was hast du mit uns vor?«

»Das werdet ihr sehen.« Sie hatte wieder so schrill und überdreht gesprochen, daß er den Hörer vom Ohr weghielt.

Nach einigen Sekunden hatte er sich wieder beruhigt und stellte die nächste Frage. »Dann will ich noch etwas wissen!« forderte er.

»Bitte.«

»Wer bist du? Ich habe dich gehört. Du hast mir hier einiges gesagt, aber nicht deinen Namen.«

»Das wundert mich.«

»Was?«

»Daß du nicht weißt, wer ich bin.«

»Nein.«

»Kannst du es dir nicht denken?«

»Wieso? Ich…«

»Gut, ich sage es dir. Ich werde es dir sagen, wer dich und die anderen erwartet.« Sie gab die Antwort kurz bevor die Verbindung wieder unterbrochen wurde. »Ich bin Rita Reinold. Die Rita Reinold, die dein Freund Kraft getötet hat…«

***

Fink bewegte sich wie im Traum. Er ging durch die Wohnung, hielt eine aufgeklappte Aktentasche in der rechten Hand und suchte nach den Dingen, die er mitnehmen wollte. Er wußte selbst nicht genau, was er einpackte. Er griff nach irgendwelchen Sachen, die er in die Tasche stopfte. Zahnputzzeug, Rasierapparat, frisches Hemd…

Und während er das tat, ging ihm ein Name nicht mehr aus dem Kopf. Rita Reinold.

Es war verrückt, es war nicht zu fassen. Es war einfach irre. Sie… sie konnte es nicht sein, denn das entsprach jeder Logik. Rita Reinold war tot. Man hatte sie auf dem nahegelegenen Friedhof verscharrt, sie konnte nicht zurückkehren und als Gespenst oder als Geist mit ihm

sprechen. So etwas war nicht möglich.

Und doch hatte sie sich als Rita Reinold gemeldet. Die Stimme wollte ihm nicht aus dem Kopf. Er kramte in seiner Erinnerung, um sie mit der Stimme der echten Rita Reinold zu vergleichen, aber auch da kam er zu keiner Übereinstimmung. So etwas konnte man nicht vergleichen. Die eine Rita war tot, die andere lebte, aber sie lebte nicht wirklich, denn sie hatte als Geistwesen mit ihm Kontakt aufgenommen. Geister lebten nicht in dieser Welt, obwohl er zugab, daß sie möglicherweise vorhanden waren. Aber sie hatten sich zurückgezogen, sie lebten im Unsichtbaren, um von dort aus alles unter Kontrolle halten zu können. Es gab Geschichten, in denen es hieß, daß Geister alles unter Kontrolle hielten, daß sie auf ihre Art und Weise am Leben der normalen Menschen teilnahmen. Bisher hatte ihn dies persönlich nicht besonders interessiert. Nun aber war er mit diesem Phänomen konfrontiert worden. Es betraf ihn sogar persönlich. Er mußte sich ihm stellen.

Fink packte weiter ein, während er überlegte, was zu tun war.

Diese Rita hatte von anderen gesprochen und damit seine ehemaligen Kollegen gemeint. Er dachte darüber nach, ob er sie anrufen sollte. Die Namen kannte er ja, er wußte auch, wo sie wohnten, doch er traute sich nicht, auch nur eine Telefonnummer zu wählen. Etwas hielt ihn davon ab. Nicht einmal der Zustand, daß er sich lächerlich machte, es war etwas anderes, das tief in ihm steckte.

Scharf saugte er die Luft ein. Vor der Wohnungstür blieb er stehen und wußte nicht mal genau, wie er dorthin gelangt war. Er spürte sein Herz sehr schnell schlagen. Die Aufregung war ihm zudem auf den Magen geschlagen, in dem sich ein Kloß gebildet hatte.

Er drehte sich um, weil seine Jacke in der Nähe hing. Wenn er den Arm ausstreckte, konnte er sie erreichen – und trat einen Schritt zurück, als er hörte, wie an der anderen Türseite ein Schlüssel in das Schloß fuhr und ihm die Tür entgegenschwang.

Es gab nur eine, die den Wohnungsschlüssel besaß. Seine Frau Anni kehrte zurück. So früh schon? Eigentlich hätte sie noch zwei Stunden bleiben müssen, und auch Anni war überrascht, ihren Mann reisefertig im Flur stehen zu sehen.

Sie schloß die Tür von innen, während sie fragte: »Du… du … willst weg, Albert?«

»Ja.«

»Abreisen oder…«

»Wie kommst du darauf?«

Sie deutete auf die offene Aktentasche, in der er die Kleidung hineingestopft hatte. An der Seite hingen ein paar Stoffetzen raus.

»Ja, ich will weg. Ich muß weg.«

»Und wohin?«

Albert starrte seine Frau an. Sie war kleiner als er, ziemlich rundlich. Die pechschwarzen Haare hatte sie gefärbt, sie umrahmten als lockiges Gebilde ihr rundes Gesicht, in dem der kleine, stets sehr rot geschminkte Mund auffiel. »Ich möchte dir das eigentlich nicht sagen, Anni. Ehrlich nicht.«

»Warum nicht?« Ihre Stimme klang wütend. »Steckt eine andere Frau dahinter?«

Der Mann senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Nein, nein, das stimmt ganz und gar nicht.«

»Was ist es dann?«

»Es geht um früher.«

»Ach.«

»Ja, um die Zeit, als wir uns noch nicht kannten. Mich hat ein Kumpel angerufen.«

»Das Haus X?«

Er nickte.

Anni atmete scharf ein. »Verdammt noch mal, ich wußte genau, daß dieser Mist irgendwann zurückkehrt. Ich habe dich nicht viel gefragt, und das tat ich aus bestimmten Gründen. Ich wollte auch nie viel wissen, das wenige hat mir schon gereicht. Du und die anderen, ihr wart keine guten Menschen, damals. Ich habe dich geheiratet, ich stehe dazu, aber ich habe immer gewußt, daß es nicht vorbei ist. Die Mühlen mahlen langsam. Erst holen sie die Großen, dann schnappen sie die Kleinen. Du bist nicht daran vorbeigekommen, Albert. Sie haben etwas gemerkt. Sie werden dich dafür bestrafen.«

»So ist es nicht.«

»Wie dann?«

»Ich kann es dir nicht sagen, verdammt noch mal. Aber du mußt mir vertrauen.«

Anni Fink verzog spöttisch die Lippen. »Geht es wieder um diesen Egon Kraft?«

»Nein. Er ist nicht mit dabei, das verspreche ich dir. Aber ich muß weg. Es gibt eben gewisse Dinge, wo ein Mann über seinen eigenen Schatten springen muß und sich nicht wehren kann. Tut mir leid, aber das ist eben so.«

Anni kannte ihren Ehemann. Sie wußte deshalb, daß es einen bestimmten Punkt gab, wo mit ihm über gewisse Dinge nicht mehr zu reden war. Dieser Punkt war nun erreicht. Er hatte sich einmal entschlossen zu fahren, und das würde er auch durchhalten.

»Wann kommst du zurück?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Aber du bleibst über Nacht?«

Albert nickte. »Sieht ganz so aus.« Er hob die Schultern. »Ich kann ja auch nichts dafür, aber es gibt oft im Leben Situationen, wo man nicht

absagen kann.« Er beugte sich nach unten, um seine Frau zu küssen, die aber drehte sich zur Seite.

Fink räusperte sich. »Also… ich … ich gehe dann.«

»Ja.« Anni lief auf die Küche zu, öffnete die Tür und verschwand aus Alberts Blick.

Er fluchte, dann verließ er die Wohnung und fragte sich, ob er sie je wiedersehen würde…

***

Zuerst hatte Frau Fink uns die Tür vor der Nase zuschlagen wollen, denn ein männlicher Auftritt zu dritt hatte sie erschreckt, aber Harry Stahl regelte die Sache, indem er erklärte, daß wir von der Polizei waren.

Frau Fink hatte sich trotzdem erschreckt, als wäre ein schlechtes Gewissen hochgekommen. Dann hatte sie genickt, als hätte sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden und wir hatten die Wohnung betreten können.

»Ich habe es geahnt.«

»Was haben Sie geahnt, Frau Fink?« fragte Harry.

Sie schaute auf die schlichte Garderobe und wischte ihre Hände an der Hose ab. Dazu trug sie einen hellen, grobgestrickten Pullover, der ein Zopfmuster zeigte. »Alles habe ich geahnt. Ich wußte, daß es einmal so kommen würde. Ich weiß ja nicht viel. Albert hat mir nie viel über sich erzählt, und so lange sind wir noch nicht verheiratet, aber er war zu früheren Zeiten kein Heiliger, denke ich mal.«

»Da haben Sie recht. Das war er nicht.«

Sie lächelte nur.

»Wo finden wir ihn, Frau Fink?«

Suko und ich hielten uns zurück, die Fragen stellte einzig und allein Harry.

»Vor etwas mehr als einer halben Stünde hätten Sie ihn noch angetroffen, meine Herren. Jetzt ist er weg. Er hat sich zurückgezogen. Er ist plötzlich gefahren und nicht zu seiner Arbeitsstelle.«

»Wohin wollte er?«

Anni Fink hob die Schultern. Ihr Blick bekam dabei etwas Leeres.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Mir hat er nur erklärt, daß es um früher ginge.«

Wir horchten natürlich auf. Diesmal mischte ich mich ein. »Drehte es sich um das Haus X?«

»Bitte?« Sie sah so aus, als wüßte sie nicht, wovon ich gesprochen hatte, und es war Harry, der eine Erklärung abgab. »Es ist die ehemalige Arbeitsstelle ihres Mannes, dieses Zuchthaus.«

Anni biß sich auf die Lippen. »Zuchthaus«, murmelte sie. »Ja, das

traue ich ihm zu. Es muß auch mit seinem Freund Egon Kraft zusammenhängen. Er hat es nicht zugegeben, aber ich kann mir vorstellen, daß der mit von der Partie ist. Albert und Egon haben sich nie aus den Augen verloren. Vor unserer Hochzeit war der Kontakt zwischen ihnen intensiver. Er hat später abgenommen. Wenn die beiden allerdings beisammen hockten, hatte ich immer das Gefühl, daß es ein Geheimnis zwischen ihnen gäbe, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Die beiden waren Kollegen«, sagte Harry, »aber er wird kaum mehr mit seinem Freund Kontakt aufnehmen können, denn dieser Egon Kraft lebt nicht mehr.«

Frau Fink staunte. »Er ist tot.«

»So ist es.«

»Mein Gott.« Sie trat einen Schritt zurück. »Wie ist das möglich? So plötzlich, meine ich?«

»Sagen wir so, Frau Fink. Er starb keines natürlichen Todes.«

Sie nickte, als wäre ihr plötzlich alles klargeworden. »Und was ist mit meinem Mann?« fragte sie dann.

»Wir möchten nicht, daß ihm das gleiche Schicksal widerfährt.«

Anni Fink kämpfte mit den Tränen. Sie holte durch die Nase Luft.

»Leider kann ich Ihnen nur so wenig sagen, meine Herren. Ich weiß nicht, wohin er gefahren ist.«

»Wir können es uns denken.«

Beinahe flehend schaute sie uns der Reihe nach an. »Werden Sie ihm nachfahren?«

»Das hatten wir vor.«

Sie rang die Hände, drehte sich von uns weg. »Die Vergangenheit, die verfluchte Vergangenheit. Ich habe es immer gewußt. Ich wußte es. Es kann nicht gutgehen…«

Ich wies bereits auf die Tür, so daß Harry Stahl es sehen konnte.

Er nickte, kümmerte sich noch um Frau Fink und erklärte ihr, daß wir alles in unseren Kräften Stehende tun würden, um die Sache zu einem guten Ende zu bringen.

»Ja, das wünschte ich mir.«

Ziemlich schnell waren wir aus der Wohnung verschwunden und befanden uns nun auf der Fahrt zum Haus X. Zuvor allerdings wollten wir noch einem gewissen Franz Jochem einen Besuch abstatten, über dessen Funktion uns Harry Stahl aufgeklärt hatte. »Wenn einer Bescheid weiß, dann er. Und soviel Zeit haben wir noch.«

»Wie du meinst«, sagte ich.

Wir fuhren schnell, und wir fuhren in die Einsamkeit jenseits der Autobahnen hinein. Die Straßen waren eng, ziemlich holprig, wir rollten durch Orte, über denen noch immer der alte DDR-Mief schwebte, die aber trotzdem ihren eigenen Reiz hatten, und wir

erfuhren auch, daß dieser Jochem nicht so weit von dem Haus X entfernt lebte und nur seine Ruhe haben wollte.

Einmal überholten wir einen Bus, der ebenfalls in den Ort fuhr, und die Kennzeichen der meisten Autos wiesen auf die Stadt Pirna hin. Auch die Gegend gefiel uns. Sie war hügelig, bewaldet, wirkte verschlafen, und über ihr lag ein hellgrauer Himmel, der hin und wieder Lücken zeigte. Es regnete zum Glück nicht, aber für den Monat April war es zu kühl, wie der Nachrichtensprecher im Wetterbericht erklärte.

Franz Jochem lebte in einem Dorf. Braungraue Hausfassaden, viele Gärten, gespickt mit Flora, die allmählich anfing zu blühen.

Hier schimmerte der Ginster noch in einem hellen Gelb, auch Birken hatten schon ihr erstes zartes Grün bekommen, und in manchen Vorgärten arbeiteten die Dorfbewohner, als wollten sie einen Frühjahrsputz machen. Neben einem älteren Mann, der seinen Lattenzaun neu strich, stoppte Harry den blauen Golf.

Der Mann unterbrach seine Arbeit und drehte sich langsam um.

Unter dem Schirm der Mütze schauten uns zwei Augen mißtrauisch entgegen. Harry hatte die Scheibe nach unten gekurbelt.

»Darf ich Sie mal was fragen?«

»Wenn Sie Vertreter sind, hauen Sie ab!«

Stahl lachte. »Das auf keinen Fall. Wir wollen nur jemand besuchen. Franz Jochem.«

»Na und?«

»Können Sie uns sagen, wo wir ihn finden?«

Der Mann überlegte. Schließlich entschied er sich zu unseren Gunsten und gab Antwort. Wir brauchten nicht weit zu fahren. In knapp zwei Minuten würden wir dort sein, und Harry bedankte sich.

Über eine schlecht gepflasterte Seitenstraße näherten wir uns dem Ziel. Der kleine Ort lag in einer nahezu stoischen Ruhe. Nichts brachte die Menschen aus ihrem normalen Trott. Hätten nicht die Autos an den Rändern geparkt, man hätte den Eindruck haben können, in einer anderen Zeit zu sein.

Wir wurden bereits erwartet, denn ein Mann stand an der Straßenseite und winkte.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über Harry Stahls Lippen. »Das ist Franz Jochem.«

»Sieht so aus, als hätte er uns erwartet«, meinte Suko.

»Stimmt.« Harry lachte leise. »Die Nachrichtenübermittlung funktioniert sehr gut, denke ich mal. Auch hier gibt es Telefone. Es wird nicht mehr getrommelt.«

Neben dem Mann stoppte Harry. Hinter Jochem lag ein Vorgarten mit einem Teich. Jochem fischte abgestorbene Pflanzenteile heraus.

»Daß wir uns so schnell wiedersehen, hätte ich nicht gedacht!«

begrüßte er Harry und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er ahnte bestimmt, daß dieser Besuch keinen privaten Grund hatte.

Der Detektiv drückte ihm die Hand. Ich sah, wie sich hinter einem Fenster eine gelbliche Gardine bewegte. Wahrscheinlich schaute Jochems Frau durch die Scheibe.

»Das sind sicherlich deine Freunde aus London, von denen du mir erzählt hast.«

»Stimmt. Der eine hier ist John Sinclair. Dann haben wir da noch Suko.«

»Herzlich willkommen in unserer Welt!« So begrüßte uns Franz Jochem. Er war mir sympathisch. Ein Mann, der die besten Jahre schon hinter sich hatte, wie wir deutlich an seinem etwas verknitterten Gesicht sahen. Er trug auf dem Kopf eine Schirmmütze.

»Man hat mir bereits erzählt, daß ihr kommt.« Er lachte. »Wißt ihr, für was man euch gehalten hat?«

»Nein«, sagte Harry.

»Für Stasis oder so ähnlich.« Er schüttelte den Kopf. »Diese Zeiten sind hoffentlich vorbei. Aber kommt ins Haus, ich denke, daß wir uns einiges zu erzählen haben.«

»Bestimmt«, sagte Harry. Er ließ Jochem vorgehen. Der Garten sah braungrau aus, auch wenn der Frühling bereits an einigen Stellen sein Gesicht zeigte. Besonders gut an dem in Blüte stehenden Magnolienbaum zu erkennen, der als auffällige Erscheinung nicht weit von Jochems Teich entfernt stand. An der Haustür erwartete uns eine kleine Frau, die allerdings so dünn und knochig war, daß sie hinter einem Laternenpfahl einen Striptease hätte aufführen können, ohne gesehen zu werden. Sie hatte über die Hose und den Pullover einen Kittel gestreift.

»Das ist Edith, meine Frau.«

Sie gab uns die Hand. Auch sie fühlte sich knochig an. Das dunkel gefärbte Haar lag auf ihrem Kopf, als wäre sie erst vor drei Minuten vom Friseur gekommen.

Sie bat uns in ein Haus, in dem wir hätten vom Fußboden essen können, so sauber war es. Schon unnatürlich clean, diese Edith hatte sicherlich einen Putzfimmel. Vor derartigen Frauen mußte man auf der Hut sein. Das hatte mir mal meine Mutter gesagt.

Auch in dem kleinen und überladen wirkenden Wohnraum war es pieksauber. Meinem Geschmack entsprach die Einrichtung nicht, aber es fühlte sich eben jeder woanders wohl. Das Ehepaar hatte sich auch neu eingerichtet. Die Möbel wirkten noch wie frisch aus dem Katalog.

»Sie möchten doch sicher Kaffee – oder?«

»Das wäre gut«, sagte Harry.

»Ich koche ihn.«

Als sie verschwunden war, wandte ich mich an ihren Mann. »Ist Ihre

Frau eingeweiht, was Sie und die Vorgänge angeht, von denen uns Harry Stahl berichtet hat?«

Jochem winkte mit beiden Händen ab. »Um Himmels willen, ich habe nichts gesagt. Das wäre fatal gewesen.«

»Wieso?«

»Sie braucht nichts zu wissen. Diese Frau ist nicht gerade das, was man eine liebe Person nennt. Wir leben hier nebeneinander her, das ist alles. Ich halte mich möglichst draußen auf und versuche dabei, im Haus nichts schmutzig zu machen. Die Sauberkeit ist ihre einzige Sorge.« Er tippte gegen seine Stirn. »Diese Person ist neurotisch, kann ich Ihnen sagen, meine Herren, aber das ist mein Problem, nicht das ihre. Es gibt wahrscheinlich andere Dinge, über die Sie mit mir reden wollen.« Uns traute er nicht so recht, deshalb schaute er Harry Stahl an, um ihn zum Reden zu bewegen.

»Da hast du recht, Franz.«

»Hänge ich mit drin?«

»Ich denke nicht.«

»Aber weshalb seid ihr gekommen?«

Stahl hob die Schultern. »Weshalb? Gute Frage. Es hat sich einiges verändert.«

»Was denn?«

»Gleich«, murmelte er, weil er sah, daß Edith mit Kaffee zurückkehrte. Sie hatte ihn noch in einer Kanne gekocht. Franz half ihr beim Decken des Tischs, und als ich den ersten Schluck probierte, mußte ich neidlos anerkennen, daß diese Frau es sehr wohl verstand, einen guten Kaffee zu kochen.

»Ich werde dann wieder gehen«, sagte sie. »Wenn noch Kaffee gewünscht wird, können Sie mich ja rufen.«

»Machen wir, Edith«, sagte Franz, »machen wir doch glatt.«

Sie schloß sogar die Tür hinter sich und ließ uns allein. Jochem rieb seine Hände. »Worum geht es jetzt genau?«

Er war noch immer auf Harry Stahl fixiert, deshalb überließen wir auch ihm das Reden. Er berichtete von unserem Besuch bei Albert Fink und auch von der Spur, die wir dort aufgenommen hatten. Er war davon überzeugt, daß sich alles wieder auf das Haus X konzentrierte. Daß Fink hingefahren war.

Jochem schluckte. »Kann ich mir kaum vorstellen«, flüsterte er.

Dabei schaute er auf ein Bild an der Wand, das einen bunten Herbstwald zeigte. In jedem Kaufhaus bekam man diese Dinger zu Dutzenden. »Was sollte sie dort wollen?«

»Rache.«

»An Fink?«

Der Detektiv lächelte. »An ihm und auch an den anderen, mein Freund. Denk daran, daß es nicht nur Fink und Kraft gegeben hat, die

dort ihren Dienst versahen.«

Jochem strich sich durch sein Gesicht. »Ja, das stimmt. Ich war ja auch dort. Aber mit mir hat noch niemand Kontakt aufgenommen.«

»Du hast ja nicht zu den Sadisten gehört.«

Er hob die Schultern. »Ob das jetzt noch eine Rolle spielt, weiß ich nicht. Aber ich bin außen vor – oder?«

»Sieht so aus.«

»Warum seid ihr dann gekommen?«

»Weil wir dich warnen wollten, Franz, und weil du uns noch einmal den Weg aufzeichnen sollst. Das Gebäude liegt ja nicht grundlos einsam und ist so schwer zu finden.«

»Klar, das kann ich machen.« Er schüttelte sich. »Ihr wollt also dorthin und euch dem Rachegeist stellen und auch dieser schaurigen Fratze in der Wand?«

»Was bleibt uns anderes übrig«, sagte Suko. »Es ist eben unser Job.«

»Aber dieses Gespenst…«

»Nehmen wir genauer unter die Lupe.«

Er schauderte wieder und schluckte. »Na ja, das ist dann wohl euer Problem.«

»Stimmt, Franz. Wenn du nur so freundlich sein würdest und uns jetzt den Weg von hier bis zum Haus X aufzeichnest…?«

»Klar, mache ich.« Papier und Kugelschreiber hatte ihm Harry Stahl bereits hingelegt, und Franz Jochem fing an zu überlegen. Er fuhr dabei über das graue Haar, dann malte er mit ungelenken Bewegungen die Strecke auf, wobei er unseren Standort mit einem dicken X kennzeichnete, und dieses X noch einmal überholte, als er das Ziel markierte. Er schrieb auch noch Ortsnamen hinzu und reichte seine Zeichnung dem neben ihm sitzenden Mann. »Du kennst dich ja hier aus, Harry. Ich denke schon, daß du es finden wirst.«

Stahl schaute sich die Liste an. »Ja, das geht in Ordnung. Bist ein guter Pfadfinder.«

»Oh, danke.«

»Und dich hat man nicht angerufen oder dir irgendwie anders eine Nachricht zukommen lassen?«

Jochem hob die Arme. »Wer hätte mich denn anrufen sollen, frage ich dich?«

»Ich weiß es nicht. Fink oder andere, zum Beispiel?«

»Keiner.«

»Die werden gewußt haben, daß sie an ihm nicht viel Freude bekommen werden«, sagte Suko.

»Das ist richtig, Inspektor. Ich habe da nie mit dem Herzen mitgemacht. Ich habe versucht, es den Gefangenen so leicht wie möglich zu machen. Ich habe sie gepflegt, wenn es sein mußte, und habe auch ihre Wunden behandelt. Kann sein, daß sich so etwas jetzt

auszahlt, ich weiß es nicht so genau.«

Wir näherten uns dem Ende des Gesprächs, aber Harry hatte noch eine Frage. »Sonst ist dir nichts eingefallen, was für uns noch von Interesse sein könnte?«

»Nein, gar nichts.« Jochem winkte mit beiden Händen ab. »Mir reicht es, was ich in Egon Krafts Wohnung gesehen habe. Das Bild werde ich nie vergessen. Daran habe ich immer zu knacken, mein restliches Leben über. Das kann man gar nicht beschreiben. Meine Frau fragt schon immer, was mit mir los ist, weil ich noch stiller geworden bin. Aber soll ich ihr davon berichten? Bestimmt nicht, die hätte mich sonst in eine Klapsmühle gesteckt.«

»Ist auch besser so, alter Junge«, sagte Harry und schlug Jochem auf die Schulter.

»Ihr wollt wirklich fahren?«

»Worauf du dich verlassen kannst. Eine Sache wäre da noch zu klären, Franz. Laß auch weiterhin dein Ehegespenst aus dem Spiel. Sag ihm bitte nichts.«

»Bin ich denn blöde? Ich will doch meine Ruhe haben. Die Alte würde Fragen stellen und sich gar nicht mehr einkriegen. Ihr seid Genossen von früher.«

Ich mußte grinsen. »Welche Ehre.«

»Wie heißt es doch? Treibt den Teufel mit Beelzebub aus.« Franz Jochem erhob sich, und wir taten es ihm nach. »Ich bringe euch noch bis zum Wagen.«

Von seiner Frau brauchten wir uns nicht zu verabschieden, sie hielt sich vornehm zurück. Vor dem Haus schlang Franz Jochem die Arme um seinen eigenen Körper. »Verdammt kalt für diese Jahreszeit«, murmelte er. »Aber das ist typisch. Keinen Winter, dann aber Kälte bis tief in den April. Wie gehabt.«

Edith stand wieder hinter der Gardine. Ich sah es, als ich zum Haus zurückschaute.

Jochem gab uns jedem die Hand. »Ihr könnt ja noch einmal vorbeikommen, wenn alles erledigt ist. Aber in der normalen Größe, hoffe ich.«

Ich war optimistisch. »Bestimmt.«

Er hob die Schultern und schaute zu, wie wir einstiegen. Winkend stand er noch auf dem schmalen Gehsteig vor dem Haus und schaute uns nach. Harry, unser Fahrer, seufzte. »Ich beneide den guten Franz Jochem wirklich nicht.«

»Weshalb?«

»Ein typisches Schicksal, John. Erst vierzig Jahre DDR-Regime, dann, im Alter, muß er sich mit seinem Weib herumschlagen. Für ihn war das ganze Leben eine Strafe.«

Ich grinste nur müde…

***

Erinnerungen kehrten zurück, und Albert Fink schaffte es nicht, sie zu verdrängen. Er hatte damit gerechnet, auch andere Kollegen hier zu finden, aber so weit er sehen konnte, befand er sich allein auf dem Komplex der Anlage, die noch verwitterter aussah als früher.

Vor Jahren hatte hier zumindest die Überwachung funktioniert, das gehörte nun der Vergangenheit an. Es sah alles mehr als trostlos aus.

Das Unkraut war gewuchert, die Mauern wirkten verfallen, und die elektrischen Warnanlagen waren nicht mehr funktionstüchtig.

Und dennoch kam ihm der Komplex nicht leer vor. Es lag an den Bildern, die vor seinen Augen aufstiegen. Er sah die Gefangenen über den Hof laufen, er hörte die schrillen Befehle der Männer und Frauen des Wachpersonals.

Pfeifen ertönten, Stimmen brüllten. Dazwischen die dumpfen Hiebe der Schlagstöcke, wenn sie auf Rücken oder in Nacken trafen und den Gefangenen zeigten, wer hier das Sagen hatte.

Schreie, Tränen, Verzweiflung. Eingekesselt in den viel zu kleinen Zellen, die mit sechs Leuten belegt waren. Das alles gehörte zum Alltag, das alles glaubte er, vergessen zu haben, aber Fink merkte, daß man es nicht vergessen konnte. Es war einfach zu prägend. Es drückte sich hoch in die Erinnerung, und er sah die Bilder mal klar, dann wieder unscharf wie bei einem zu schnell vorbeiziehenden Film.

Er hörte sich selbst keuchen, die Luft war kalt, der Wind brachte ebenfalls noch mehr Kälte mit. Er wehte von Osten her über die Berge hinweg und brachte sogar den Geruch von Schnee mit.

Wie oft hatte er hier erlebt, daß diese kleine Welt im Winter wie unter einem Leichentuch versank. Dann hatten es die Gefangenen besonders schwer gehabt, denn die Wächter hatten keine Rücksicht gekannt und sie auch durch Kälte und Schnee gescheucht. Um sich erwärmen zu können, hatten sie oben schneller laufen müssen.

Jetzt lief keiner mehr, außer ihm.

Trotz der Kälte schwitzte er. Er dachte an seinen Freund Egon Kraft, der nicht, mehr lebte. Das sollte ihm nicht passieren. Jeder, der hier im Lager etwas zu sagen gehabt hatte, der hatte letztendlich auch für sich gesorgt und sich mit Waffen eingedeckt. Auch Albert Fink trug eine Waffe bei sich. Es war eine russische Pistole, die geladen in seinem Gürtel steckte. Die anderen Waffen hatte er günstig verkaufen können und damit sein Auto finanziert.

Wenn es hier überhaupt noch Lebewesen gab, dann waren es Vögel, die irgendwo ihre Verstecke gefunden hatten.

Der Himmel lag als graue Wolkendecke über ihm. Das Gemäuer zeigte eine braune Außenschicht, hin und wieder von grünen Inseln überwachsen. Ansonsten war es still. Nichts wies darauf hin, daß sich jemand in diesem Bau versteckt haben könnte.

Darauf beruhte Finks Hoffnung. Noch rechnete er damit, einem Bluff auf den Leim gegangen zu sein. Sollte dies tatsächlich stimmen, wäre er nicht einmal böse gewesen. Dann wäre er wieder gefahren und hätte diesen Trip als kleinen Ausflug abgehakt.

So einfach war es nicht. Es machte ihm zwar keinen Spaß, aber er würde noch einmal seine alten Wirkungsstätten durchstreifen, um ganz sicher zu sein. Auf die Waffe konnte er sich verlassen, sie war hervorragend eingeschossen, und eine Taschenlampe hatte er sicherheitshalber auch mitgenommen.

Es gab keine verschlossenen Türen mehr. Von der Ferne aus gesehen wirkte dieses Gebäude auch nicht wie ein Gefängnis oder ein Zuchthauskomplex. Die trotz der Mauern flachen Bauten lagen eingebettet in eine Mulde und hatten so einen natürlichen Schutz bekommen. Wenn hier fremde Geräusche aufklangen, wie hin und wieder ein Rascheln, dann lag es an den Ratten, die durch dichtes Gras huschten und es auch schafften, sich vor den Augen des Menschen zu verbergen.

Vor dem normalen Eingang blieb Fink stehen. Es war schon immer eine zugige Ecke gewesen, und auch jetzt erwischte ihn der Wind und trieb sein nackenlanges, weißes Haar hoch. Trotz dieser greisenhaften Farbe war Fink selbst nicht so alt, er hatte die Vierzig knapp überschritten. Möglicherweise hatte es an dem Job gelegen, daß sein Haar so früh weiß geworden war.

Die Gesichtshaut erinnerte an Leder, und die grauen Augen lagen wie zwei blanke Steine in den Pupillen, und wenn Fink lächelte, sah es so aus, als würde der Tod grinsen.

Er betrat sein ehemaliges Reich.

Der alte Geruch hing noch immer zwischen den Wänden. Es stank noch immer nach Schweiß und schmutziger Wäsche. Besonders schlimm war es unten im Bunker, wo sich auch die Duschen befanden, aus denen nur kaltes Wasser geströmt war.

Fink war nervös und zündete sich eine Zigarette an. Er hatte auch früher immer geraucht und den Rauchern unter den Gefangenen gern den Rauch ins Gesicht geblasen. Die Zigarette ließ er im Mundwinkel kleben, und mit der rechten Hand holte er die Waffe hervor.

Sie gab ihm Sicherheit.

Er ging durch den Gang und erreichte die ehemalige Aufnahmestation. Dort hatten sich die Gefangenen entkleiden müssen, um anschließend ihre neue Kleidung in Empfang zu nehmen. Viele der persönlichen Dinge waren bei den Wärtern hängengeblieben.

Der alte Geruch, die alte Düsternis – und doch war es irgendwie anders geworden.

Fink suchte nach einem Ausdruck. Er hätte eigentlich als normaler Mensch auch hinter diesen Mauern frei atmen können, das aber wollte

ihm nicht gelingen, denn hier lauerte etwas, mit dem er nicht zurechtkam. Hier hatte sich einiges verändert, als wäre dieser Bau von einer anderen Macht übernommen worden.

Es waren Gedanken, die er nie gekannt hatte, und er wollte sie auch fortdrängen, was er wiederum nicht schaffte. Es blieb einfach an ihm hängen.

Er ging weiter.

Nicht so wie früher, wo er mit dem Schlagstock aus Hartgummi an den Gittern der Zellentüren entlanggefahren war, nein, das war vorbei. Er schlich durch den alten Gang, auf dem die Feuchtigkeit einen Film aus Schimmel hinterlassen hatte.

Er schaute in die Zellen hinein.

Keine war mehr geschlossen. Zwar gab es noch die Türen, aber die meisten von ihnen hingen ebenfalls schief in den Angeln, als hätten die Gefangenen in ihrer Wut versucht, sie auseinanderzureißen, was ihnen natürlich nicht gelungen war.

Es passierte nichts, und Fink fragte sich, was er eigentlich hier tat.

War er einem Bluff aufgesessen? Hatte ihn Egon Kraft an der Nase herumführen wollen? Sie hatten sich früher gegenseitig Streiche gespielt, oft auf Kosten der Insassen, aber so etwas traute er Kraft trotzdem nicht zu. Das wäre zu hart gewesen.

Keine Zelle war mehr belegt, und es kam Fink schon ungewöhnlich vor, in diese menschenleeren Räumen zu schauen, wo nur die Pritschen standen und noch vor sich hinfaulende Decken lagen und sich auf dem Steinboden breite Schimmelflächen ausbreiteten. An manchen der schmalen Spinde hingen noch vergilbte Fotos. Andere Schränke waren umgekippt worden und zeigten tiefe Mulden.

Als er das Lachen hörte, glaubte er zunächst, sich geirrt zu haben.

Hier lachte keiner, abgesehen von ihm, doch dazu gab es einfach keinen Grund. Vor der Zelle, die er soeben verlassen hatte, blieb er stehen. Es war nicht dunkel, aber auch nicht hell. Durch die kleinen Fenster sickerte fahles Tageslicht und sorgte für diesen Dämmerzustand.

Wenn jemand gelacht hatte, dann war es weiter vor ihm aufgeklungen, also tiefer innerhalb dieser Anlage.

Das Lachen wiederholte sich nicht.

»Jetzt bildest du dir schon was ein«, flüsterte Fink sich selbst zu.

»Das entsteht, wenn man alt wird.« So richtig glaubte er an seine eigenen Worte nicht, und er wollte auch dem Gelächter auf den Grund gehen, falls es tatsächlich aufgeklungen war.

Er bewegte sich weiter und versuchte, leise zu sein. Es war nur mehr ein leises Schleifen oder Knirschen zu hören, ansonsten bewegte er sich ziemlich leise.

Ein scharfes, lautes und grelles Geräusch ließ ihn innehalten. Das war

wieder das Lachen gewesen. Mehr als deutlich hatte Fink es vernommen, aber es war noch etwas hinzugekommen, denn dieses Lachen stammte nicht aus einer Männerkehle, eine Frau hatte es ausgestoßen, was Fink mehr als überraschte.

Schnaufend stieß er die Luft aus und schloß für einen Moment die Augen, um sich zu konzentrieren. Er nahm sich vor, sehr ruhig zu sein, aber sein Herz klopfte zu stark. Die innere Ruhe wollte einfach nicht kommen, so öffnete er die Augen wieder und versuchte, sich auszurechnen, aus welcher Zelle das Lachen gedrungen war.

Vier bis fünf Zellen weiter möglicherweise. Um es genau zu wissen, mußte er nachschauen.

Und er setzte sich in Bewegung. Wie ein Mensch, der im Zeitlupentempo geht, wanderte er voran, den Lauf der Pistole wie einen Sensor vorgestreckt.

»Wer will mich denn hier besuchen?« Die Stimme klang nicht einmal zu laut, dafür aber schrill, wie überdreht, und dem Mann, der einst der blutige Albert genannt worden war, lief ein Schauder über den Rücken.

Es lag nicht allein an den Worten, das hier hatte einen anderen Grund gehabt.

Albert Fink kannte die Stimme. Er erinnerte sich genau. Sie gehörte einer Frau, die ebenfalls in diesem Haus X eine böse Geschichte geschrieben hatte und zu den am meisten gehaßten Personen gehörte.

Berta Sahler!

Keine Frau, mehr ein Weib, ein Monster. Eine Person wie ein Ringer mit glatten, fransigen und kurzen Haaren, die immer platt auf ihrem runden Schädel lagen. Von manchen Gefangenen war sie auch mit einem Schwein verglichen worden, was an ihrer Nase gelegen hatte, die ziemlich weit vorstand und relativ große Nasenlöcher hatte. Auch die Lippen und die rosige Gesichtsfarbe erinnerten an eine Schweineschnauze.

Mit der linken Hand strich Albert Fink seine weißen Haarsträhnen zurück. Er traute sich kaum, eine Frage zu stellen und mußte mehrere Male Luft holen. »Bist du es Berta?«

»Aber sicher doch.«

»O Scheiße.«

Sie lachte wieder. »Warum fluchst du denn, Söhnchen?«

Fink verzog das Gesicht. Söhnchen, hatte sie gesagt. Es war ihr Lieblingswort gewesen, und sie hatte mit diesem Ausdruck auch alle Zweifel an ihrer Person ausgeräumt.

»Willst du nicht zu mir kommen, Söhnchen?«

Fink räusperte sich, sonst hätte er nicht sprechen können. »Okay, ich… ich komme. Bist du Berta Sahler?«

»Noch immer.«

»Wo steckst du denn?«
»Geh drei Zellen weiter, dann kannst du mich sehen. Ich habe es mir auf der Pritsche bequem gemacht. Man muß doch das Beste aus seiner Situation herausholen.« Nach diesen Worten lachte sie meckernd, und Albert Fink machte sich auf einiges gefaßt.
Drei Zellen weiter, hatte sie gesagt. Das war eine gute Erklärung gewesen, und er ging diesen Weg auch. Normalerweise kein Problem, hier hatte er das Gefühl, als wäre eine unsichtbare Hand dabei, immer genau das Bein festzuhalten, das er vorsetzte.
Plötzlich kam ihm dieses Haus vor wie ein gewaltiges Grab.
Wobei er sich eigentlich nur umzudrehen brauchte, um ins Freie zu laufen. Dies wiederum tat er nicht. Er gehorchte den Gesetzen der Neugierde, die ihn vorantrieb.
Lautlos zählte er die Zellentüren ab. Wie ein kleines Kind, das gerade das Rechnen gelernt hatte. In seinen ebenfalls weißen Augenbrauen hatte sich der Schweiß gesammelt. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann fing er bereits an, seine früheren Taten zu bereuen.
Die zweite Zelle war leer.
Noch ein langer Schritt oder zwei kleine, dann hatte er die dritte erreicht, in der es still geworden war, denn auch Berta Sahler hielt den Atem an.
Er legte den Weg zurück.
Er stand vor dem Gitter.
Nein, nicht direkt vor der Tür, denn sie war offen und nach innen gedrückt worden.
So hatte Fink freie Sicht.
Er schaute hinein und blickte direkt gegen das schmale Fenster über der Pritsche.
Schwaches Licht fiel hindurch und traf die Frau, die mit angezogenen Beinen auf der Pritsche hockte.
Eine Frau? Berta Sahler etwa?
Ja und nein. Vielleicht oder so…
Die Gedanken im Kopf des Mannes drehten sich wie irre. Denn so etwas wie diese Person auf der Pritsche hatte er noch nie gesehen, und er kam sich vor wie auf dem Jahrmarkt im Kabinett der Kuriositäten oder des Schreckens.
Was da auf der Pritsche hockte, hatte mit einem Menschen im Prinzip nicht mehr viel zu tun…

***

Albert Fink konnte es nicht glauben. In einem Reflex hatte er die Augen geschlossen, was dieser Person auf der Pritsche überhaupt nicht gefiel, denn sie fauchte ihn an. »He, bist du feige, Söhnchen? Willst du mich etwa nicht mehr anschauen? Denk mal an früher, da hast du

mich doch angesehen verdammt. Du bist sogar mal mit mir ins Bett gegangen, obwohl ich mir aus Männern nicht viel mache. Aber damals habe ich mich erbarmt. Bin ich es jetzt nicht mehr wert?« Ihre Stimme hatte einen wütenden und gleichzeitig auch höhnischen Klang bekommen und erreichte den Mann wie ein Befehl, denn er öffnete die Augen.

Er starrte sie an.

Zum zweiten Mal.

Diesmal schloß er die Augen nicht. Er mußte sich diesem Anblick stellen, für den er keine Erklärung oder Beschreibung fand.

Auf dieser Pritsche hockten zwei Klöße der unterschiedlichsten Größe. Einmal der Körper, zum anderen der Kopf. Zwei verkleinerte Kugeln, obwohl noch immer dieselben Proportionen bestanden wie früher. Aber wie schrecklich hatte sich diese Berta Sahler verändert.

Sie war um die Hälfte geschrumpft, ihr Kopf erinnerte irgendwo wie an eine zu groß geratene Kartoffel, in dem die dunklen Augenhöhlen wie ausgeschält wirkten. In ihr schimmerten die Pupillen, als wären sie glänzende Wassertropfen, und der Mund erinnerte den Betrachter an eine zittrig verlaufende Kerbe innerhalb dieser Haut, für die der Ausdruck Pelle wohl am besten paßte. Den Körper konnte er nicht erkennen, dafür den Hals, der ebenfalls sehr faltig aussah.

Jedenfalls war die Kleidung im Verhältnis zum Körper viel zu groß, sie hing an ihr wie ein großer Sack, und aus dem grauen Strickpullover war ein langes Kleid geworden, das Berta über die Knie gezogen hatte. Das Haar lag noch immer glatt auf dem Kopf, nur verteilte es sich jetzt in mehreren Strähnen.

Sie sagte nichts mehr, sie glotzte nur starr. Langsam, sehr langsam zeigte der Mund ein Lächeln.

»Willkommen, mein Söhnchen…«

Fink holte durch den offenen Mund Luft. Ihm lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, doch keine brachte er hervor. Dieser Anblick hatte ihn zu stark geschockt.

»Hat man dich auch gerufen? Will man ebenfalls mit dir abrechnen, Söhnchen?«

Er hob die Schultern.

Berta streckte ihm einen Arm entgegen, und er sah ihre kleinen, knolligen Finger. »Lüg nicht, Söhnchen, man hat auch dir Bescheid gesagt, und du bist gekommen. Das schlechte Gewissen hat dich hergetrieben, aber auch die Neugierde. Wie bei mir.«

Er dachte an die Stimme. Sie hatte hoch, schrill und gleichzeitig fatal geklungen. Sie hatte ihm den Weg gewiesen, und er fragte sich, ob auch Berta von dieser Stimme hergeschickt worden war. Von einer Frau, die längst tot war und einmal auf den Namen Rita Reinold gehört hatte. Das alles war für ihn nicht nachvollziehbar. Er fragte

sich noch heute, aus welchem Grund er diesem Befehl überhaupt gefolgt war, aber Berta hatte es ja auch getan.

Er nickte.

Berta freute sich darüber und klatschte in die Hände. »Wunderbar, Söhnchen, wunderbar, daß nicht nur mir dies passiert ist. Wir kommen wieder hier zusammen, nicht alle, denke ich, aber diejenigen, die damals das Sagen gehabt haben.«

Albert Fink wollte es kaum glauben, er fragt trotzdem nach. »Hast du sie gesehen?«

»Nein.«

»Dann sind sie noch nicht da.«

»Doch, ich habe sie gehört.«

»Wo denn?«

Sie spitzte die Lippen, und die Haut darüber sackte so weit ab, daß der Mund kaum noch zu sehen war. »Unten, Söhnchen. Unten im Bunker, wo sich unser Lieblingsort befand. Da hocken sie zusammen. Keiner traut sich weg. Ich bin gegangen, denn ich wußte, daß noch jemand kommen würde.«

Fink hob die Schultern. »Okay, ich muß dir glauben, auch wenn es mir schwerfällt. Ich habe nur keine Autos in der Nähe gesehen. Sie sind wohl zu Fuß gekommen – oder?«

»Das weiß ich nicht.«

Er hatte die Pistole wieder weggesteckt. »Kann ich sie… kann ich sie sehen?«

»Immer doch. Den Weg kennst du ja. Es ist derselbe geblieben, den du schon immer gegangen bist.«

»Also in den Bunker?«

»Genau.«

Er wollte sich eigentlich abwenden, was er jedoch nicht fertigbrachte, denn ihm brannte eine Frage auf der Zunge. »Ich… ich … sehe dich an, und du weißt selbst, daß du nicht mehr so aussiehst wie früher. Was ist mit dir passiert?«

Sie legte den Kopf zurück. Es sah so aus, als wollte sie ihn wegschleudern. »Was passiert ist, willst du wissen? Ich kann es dir sagen. Man hat uns erwartet…«

»Sie?« unterbrach Fink die Frau.

»Wen meinst du?«

»Diese… diese …«

»Wenn du an Rita Reinold denkst, Söhnchen, dann muß ich dir recht geben. Ich habe diese verdammte Frau gesehen.«

Wieder schloß Fink für einen Moment die Augen. Er dachte an den Anruf. Er hatte die Stimme nur verändert gehört und war noch immer nicht in der Lage, dieses Erlebnis zu verkraften. Berta aber hatte sie gesehen. Eine Tote gesehen, einen weiblichen Zombie, eine lebende

Tote, wie man sie nur aus Filmen kannte. Fink hatte sich Horror-Filme geliehen und die Kassetten in seinen Recorder gelegt.

Nie hätte er gedacht, daß ihm so etwas in Wirklichkeit widerfahren könnte. An den Scheußlichkeiten gewisser Filme hatte er sich regelrecht aufgegeilt, nun aber war er ins Schwitzen geraten und spürte tief in sich eine kalte, beklemmende Angst.

»Du bist so still, Söhnchen«, höhnte Berta Sahler und rutschte dabei auf ihrer Pritsche unruhig hin und her. »Glaubst du mir etwa nicht?«

»Keine Ahnung.«

Sie lachte ihn meckernd an. »Aber du bist gekommen. Es ist nicht dein Geist, der vor mir steht, nicht bei dir, Söhnchen. Warum bist du gekommen? Ist dir Rita als Gespenst im Traum erschienen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Auch das nicht!« flüsterte er. »Sie… sie hat mich angerufen.«

Er hatte den letzten Buchstaben kaum gesprochen, als Berta Sahler in ein schrilles Lachen ausbrach und sich kaum noch beruhigen konnte. »Sie hat ihn angerufen!« lachte und sprach sie in einem. »Sie hat ihn tatsächlich angerufen, unseren blutigen Albert, sie hat ihn…«

»Halt die Schnauze, du Wurm!«

Berta Sahler war tatsächlich ruhig. Allerdings nur für einen Moment. Dann fragte sie mit einer singend klingenden Stimme.

»Was hast du da gesagt, Söhnchen? Hast du mich wirklich als einen Wurm bezeichnet, verdammt?«

»Ja, das habe ich!«

Sie verzog die Lippen. Die dünne Haut schwappte wieder darüber hinweg. »Ich sehe es dir nach, weil du keine Ahnung hast. Aber hüte dich, Söhnchen, so etwas noch einmal zu sagen. Vielleicht bin ich auch ein Wurm, aber ich bin es nicht freiwillig geworden. Du wirst es auch erleben. Du wirst hier nicht mehr wegkommen. Wir alle sind gefangen. Die Vorzeichen haben sich umgedreht. Jetzt sind wir es, die hinter den Mauern sitzen, und wir werden trotz der offenen Tür hier nicht mehr wegkommen. Das kann ich dir versprechen.«

»Nein, nein, Berta. Du vielleicht, ich nicht. Ich haue ab. Ich habe genug gesehen. Du hast recht. Es steht alles offen. Niemand hat uns eingeschlossen, und das werde ich ausnutzen. Ich habe dich gesehen. Was mit den anderen passiert ist, spielt für mich keine Rolle mehr. Ich muß an mich denken, an keinen anderen sonst, nur an mich, verstehst du das? Ich haue von hier ab.«

Berta hatte zugehört, den Kopf dabei schief gelegt und ihn angegrinst. »Glaubst du das wirklich?« fragte sie mit Flüsterstimme.

»Glaubst du wirklich daran, daß du hier verschwinden kannst?«

»Ja, das glaube ich.«

»Dann bist du dumm, überheblich und töricht zugleich. Du hast noch immer nicht begriffen, was hier gespielt wird, Söhnchen. Hier gelten

nicht mehr unsere Gesetze, sondern andere. Und zwar die Gesetze einer anderen Seite, die du bisher noch nicht richtig kennengelernt hast. Diese Seite liegt im Unsichtbaren. Sie ist nicht sichtbar für uns normale Menschen. Sie ist eine jenseitige Kraft, und sie verfügt über mehr Macht, als du dir überhaupt vorstellen kannst. Du wirst sie kennenlernen. Sobald du dieses Gebäude betreten hast, stehst du unter ihrem Einfluß. Daran kannst du nichts mehr ändern.«

Fink wollte es nicht wahrhaben. Er gab eine knirschende Antwort.

»Noch sehe ich nicht so aus wie du, Berta. Und ich will auch nicht so aussehen, verstanden?«

»Du kannst es dir nicht aussuchen, Söhnchen.« Sie hatte zu schnell gesprochen, und heller Schleim schimmerte wie Schaum vor ihren kaum erkennbaren Lippen.

Er trat einen Schritt zurück und ging wieder in den Gang. Als hätte er davor Angst, daß die Tür zuschlug. »Ich gehe jetzt, Berta. Tut mir leid für dich.«

Sie lachte. Und sie lachte so ähnlich wie diese verfluchte Anruferin. Am liebsten hätte er seine Waffe gezogen und ihr eine Kugel zwischen die Augen gesetzt.

Das ließ er bleiben.

Statt dessen drehte er sich nach rechts, denn dort führte ihn der Weg zum Ausgang.

Der Gang war düster, und er würde sehr bald dunkel werden, wenn sich das Licht des Tages zurückzog. Noch aber war es zwischen den Wänden so hell, daß er praktisch alles erkennen konnte.

Auch den Gegenstand weiter vorn…

Ein Gegenstand?

Albert Fink saugte scharf die Luft ein, als er genauer hinschaute.

Das war kein Gegenstand, das war… das war … Himmel, das war eine totenbleiche Gestalt.

Er wußte Bescheid.

Rita Reinold war gekommen!

***

Aus der Zelle hörte er ein hämisches Gelächter. Berta Sahler hatte sich so hingesetzt, daß sie ihn noch sehen konnte. An seiner Reaktion mußte sie erkannt haben, daß ihm etwas Schreckliches widerfahren war, und sie tippte auf den Geist, hielt aber den Mund, weil sie mitbekommen wollte, wie sich der blutige Albert verhalten würde.

Er tat zunächst nichts. Wahrscheinlich hatte er genug damit zu tun, die Entdeckung zu verdauen.

So war es auch.

Es wollte in seinen Schädel nicht hinein, daß tatsächlich dieses Gespenst, eine Gestalt ohne Haut und Knochen, etwas, das den Boden

zwar berührte, aber trotzdem über ihn hinwegschwebte. Blaß und bleich, aber mit dunklen Haaren, wie er Rita kannte. Haare, die ein schmales Gesicht umrahmten, zu dem der böse verzogene Mund paßte.

Hinzu kam noch etwas.

Innerhalb dieser Mauern war es nie richtig windig gewesen. Jetzt aber hatte er den Eindruck, als wäre der Wind durch die Steine gekrochen, um ihm eine Kälte entgegenzuwehen, wie er sie noch nicht erlebt hatte.

Sie war so anders, sie war nicht feucht, sie war trocken, und er schien sie greifen zu können.

Kälte aus einer anderen Welt.

Kälte aus dem Totenreich, mitgebracht von dieser verfluchten Gestalt, die nicht auf der Stelle stehenblieb, sondern näher und immer näher auf ihn zukam.

Sie ging nicht, sie schwebte, sie war da, und sie schwankte auch ein wenig, wobei sie mit der Schulter hin und wieder das den Zellen gegenüberliegende Mauerwerk berührte, aber nicht daran entlangschrammte, sondern hineinfloß, was für den einsamen Beobachter ebenfalls unverständlich war.

In der. Zelle hatte Bertas Gesicht einen gespannten Ausdruck bekommen. Ihre Augen zeigten einen wilden Glanz.

Sie hoffte, miterleben zu können, wie Fink versuchte, sich zu wehren und sich gegen das Schicksal zu stemmen. Auch sie hatte es versucht, aber es nicht geschafft. Es war ihr einfach unmöglich gewesen. Selbst das Weinen, Bitten und Flehen hatten ihr nicht geholfen.

Es war die harte Abrechnung gewesen. Die Wärter hatten damals kein Pardon gekannt, und Rita zahlte eben mit gleicher Münze zurück.

So ähnlich dachte auch Albert Fink. Noch hatte er Zeit. Noch war diese Erscheinung weit genug von ihm entfernt, so daß er nach einer Lösung suchen konnte.

Der Weg nach vorn war ihm versperrt, das sah er ein. Das hatte man ihm auch gar nicht zu sagen brauchen. Lief er in die andere Richtung, geriet er vom Regen in die Traufe, wie auch die anderen, die unten im Bunker zusammenhockten.

Was tun?

Es gab keine andere Lösung. Er mußte kämpfen. Mit einem Geist kämpfen? Mit einer feinstofflichen Person, die das Totenreich verlassen hatte und wieder auf diese Welt gekommen war?

Er war durcheinander. Es wollte ihm nicht in den Kopf, doch er wußte auch, daß es die einzige Chance war, die er hatte, und daß es einen Versuch wert war.

Die Waffe steckte in seinem Gürtel.

Er holte sie hervor.

Normalerweise hatte ihm eine Schußwaffe immer das Gefühl der Macht gegeben. In dieser Lage sah es anders aus. Dieses Feeling wollte bei ihm einfach nicht hochkommen, es standen zu starke Dinge dagegen, das sagte ihm der normale Menschenverstand. Aber was besagte schon das Wort Verstand? In seiner Lage gar nichts. Der Verstand mußte einfach aussetzen, wo das Unbegreifliche begann, und diese Erscheinung vor ihm, die war einfach unbegreiflich.

Dennoch konnte er sich nur mit realen Mitteln wehren, und das war nun mal die Waffe in seiner Rechten.

Das bleiche Gespenst schwebte näher. Es ließ sich Zeit dabei, als wollte es diese Augenblicke genießen. Noch immer umgab ihn die Kälte, und sie verstärkte sich noch, als wollte sie ihn regelrecht einfrieren wie ein Kühlschrank aus dem Jenseits.

Wenn er einatmete, hatte er das Gefühl, diese Kälte zu trinken.

Seine Hand zitterte schon, als er den rechten Arm hob. Das sah auch Berta. Auf ihrer Pritsche bewegte sie sich auf und nieder. Es sah aus wie ein Tanz, den sie aufführte, aber sie hielt dabei den Mund und amüsierte sich mehr für sich selbst.

Fink legte an.

Er hatte immer zu guten Schützen gehört. In den NVA war er sogar mal ausgezeichnet worden, und auch in seiner Lage würde er dieses Gespenst kaum verfehlen können.

Genau zielen.

Er preßte die Lippen zusammen. Er wußte, daß er locker sein mußte, aber er schaffte es nicht. Das würde sich ändern, das mußte sich ändern!

Der Schuß!

Es klang laut, zu laut, und die Wände gaben die aufeinanderprallenden Echos wie Schreie zurück. Er feuerte gleich noch einmal, weil ihm dieses Geräusch gutgetan hatte und er beinahe sicher war, es geschafft zu haben.

Er hatte getroffen, mußte getroffen haben, aber er hatte keinen Erfolg erzielt.

Es gab sie noch!

Sie stand da wie festgewachsen, und kein Loch zierte ihre Gestalt.

Es war ein dummer Gedanke von ihm. Wie konnte ein Gespenst ein Kugelloch bekommen, wo dieses Wesen doch feinstofflich war?

Aber er hatte es zumindest versucht und konnte sich in die Augen sehen, vor dem Spiegel jedenfalls.

Dieses Gefühl hielt nur für einen Moment an, denn durch eine schlichte Bewegung bewies im Rita Reinold, wie sehr er daneben lag.

Sie schüttelte den Kopf.

Sogar ihre Haare flogen dabei hoch, und es sah so aus, als wollten sie den geisterhaften Kopf verlassen. Aber sie blieben dort, legten sich

wieder zurück, und mit einer schwingenden Bewegung setzte die unheimliche Person ihren Weg fort.

Sie wollte zu ihm, nur zu ihm. Sie würde ihm mit ihren Eisfingern an die Kehle gehen und langsam zudrücken. Sie würde kein Erbarmen kennen, denn sie war als Rächerin aufgetreten, und auch er hatte damals bei den Gefangenen kein Erbarmen gekannt.

Es war einfach furchtbar gewesen, kaum zu glauben. Alles kehrte nun zurück, und er hätte vor Wut schreien können.

Aber seine Schreie erstickten. Sie blieben in der Kehle stecken, als wären sie dort festgeleimt worden. Das Grauen war wie eine Zange, die sich um seinen Hals gelegt hatte, und er bekam mit, wie die Person weiter nach vorn schwebte.

Der Gang gehörte ihr.

Alles gehörte ihr…

Sie war die Herrscherin, und dieser Mann, der einst als blutiger Albert bezeichnet wurde, mußte ihr Tribut zollen, indem er Schritt für Schritt zurückwich.

Er konnte nicht anders, er mußte gehen, er steckte tief in einer Krise, und das Lachen der Frau nahm er gar nicht wahr. Seine Gedanken drehten sich um völlig andere Dinge. Er spürte den Druck im Magen, als wäre dort ein Faustschlag hineingerammt worden.

Seine Muskeln zuckten, die Stirn bewegte sich hektisch. Sie warf Falten, er spürte den kalten Schweiß in diesen Rinnen, und er merkte genau, wie diese unheimliche Person näher kam.

Sie würde ihn packen, sie würde ihn…

Er lief schneller.

Diesmal nicht mehr zurück. Er hatte sich umgedreht, denn er wollte auf keinen Fall über irgend etwas stolpern. Im Nacken lag die von der Gestalt ausströmende Kälte wie eine brutale Zange, obwohl sie tatsächlich nicht vorhanden war.

Aber sie hatte zugepackt, zugegriffen, sie machte ihn fertig, sie wollte ihn vernichten.

Er lebte noch.

Er rannte weiter.

Stolpernd, wobei sich seine Arme bewegten, als könnten die Hände irgendwo Halt finden. Der Schweiß lag nicht nur auf seiner Stirn, er brannte auch in den Augen, und diesen Weg, den er schon so oft gelaufen war, der kam ihm plötzlich so verdammt fremd vor.

Er stolperte ihn weiter. Die Treppe, dachte er. Verdammt noch mal, irgendwo mußte doch die Treppe sein, dieses verfluchte Ding, das nach unten führte.

Keuchend bewegte er sich. Der Weg kam ihm immer länger vor.

Er schwankte auch und stieß mal mit der Schulter gegen das Gitter und dann wieder gegen die Wand. So tickte er von einer Stelle zur

anderen, und sein Zickzack-Weg wurde durch nichts gestoppt. Das Gefühl für Zeit hatte er verloren. Seiner Meinung nach war er schon eine halbe Ewigkeit unterwegs, und er würde weiterlaufen, bis…

Die Treppe!

Er sah sie im letzten Augenblick. Früher war sie durch ein Gitter gesichert worden, das existierte zwar heute auch noch, aber diese bewegliche Gittertür stand offen, so daß er beinahe die erste Stufe übersehen hätte und nach unten gefallen wäre.

Er konnte sich im letzten Augenblick abstützen, rutschte mit dem rechten Fuß zwar noch vor, fand aber auf der Stufe Halt und schaffte es auch, sich umzudrehen.

Sehr lang kam ihm der Gang vor. Wie ein Tunnel, der in ein Geisterreich hineinführte. Aber ein bewachter Tunnel, denn in der Mitte hielt sich die geisterhafte Gestalt auf.

Sie stand dort wie ein Wachtposten, den das Jenseits entlassen hatte. Sie starrte ihn an, zumindest glaubte er das. Er konnte sich auch irren, aber in seinem Kopf jagten sich einfach zu viele Gedanken, als daß er da einen Ausweg gefunden hätte.

Es gab nur einen Weg.

Den in die Tiefe.

Den in den Bunker.

Wo er früher seinem Spitznamen alle Ehre gemacht hatte. Er war der blutige Albert gewesen, und der Bunker hatte ihm sehr gut gepaßt. Dort hatte er sich austoben können, ebenso wie Egon Kraft, sein Freund und Kumpan. Das alles kam zusammen, das kam jetzt wieder hoch, und tief in seinem Innern hatte er auch das Gefühl, nun für alles bezahlen zu müssen, was er damals getan hatte.

Er dachte an die Worte eines Gefangenen. Der Mann hatte ihm erklärt, daß niemand seinem Schicksal entgehen konnte, auch er nicht.

Und es sah so aus, als sollten sich diese Voraussagungen erfüllen.

Kälte strich über seinen Körper. Er zuckte auch zusammen, als er das widerliche Gelächter hörte. Ausgestoßen hatte es die kleine Berta. Sie war nicht mehr in ihrer Zelle geblieben. Sie hatte den kleinen Raum verlassen und stand jetzt in der Nähe, nicht weit von dem bleichen Gespenst entfernt. Ein Körper, der sich aus zwei unterschiedlich großen Kugeln zusammensetzte, der auf kurzen Beinen hüpfte, als wollte diese Person das Rumpelstilzchen imitieren.

Spaß, höllischen Spaß hatte diese Person an seinem Schicksal. Wie du mir, so ich dir.

Berta streckte ihren Arm aus. »Du auch!« keifte sie. »Du auch!« Es hörte sich furchtbar an, es war der widerliche Triumph der Verliererin, den sie jetzt genoß, denn sie wollte keinesfalls, daß jemand entkam.

Das Gespenst schwebte vor ihr. Der feinstoffliche Körper glitt kurzerhand durch diese Person hindurch. Er glitt weiter und brachte auch jetzt die Kälte des Todes mit, die ihn begleitete wie ein unsichtbarer Schatten.

Albert Fink drehte den Kopf. Tränen der Wut stiegen in seinen Augen hoch, als er in die Tiefe schaute. Wie oft war er diese verdammte Treppe schon hinabgegangen, diesmal aber kam sie ihm vor, als würde sie ihn in ein großes Grab führen, in dem auch noch genügend Platz für ihn gelassen worden war.

Dennoch – es gab nur diese Möglichkeit, und er nahm sie in Anspruch. Er rannte los.

Seine Beine zitterten. Die Knie waren weich. Bei jedem Tritt auf eine Stufe gaben sie nach, und er mußte sich schon am rostigen Geländer festklammern, um nicht zu fallen.

So kam er weiter.

Die Treppe lief zuerst ein Stück geradeaus. Etwas in der Mitte machte sie einen Schlenker nach links, um dort zu enden, wo der Gang des Schreckens begann.

Da lagen denn die furchtbaren Zellen, aber auch die Dusche. An ihr würde er zuerst vorbeikommen.

Am Treppenabsatz blieb er für einen Moment stehen. Er konnte seinen keuchenden Atem nicht unter Kontrolle bekommen, er mußte erst sehen, wo sich diese verfluchte Rita Reinold aufhielt, deren Erscheinen er auch jetzt noch nicht fassen konnte.

Sie war da.

Sie war ihm tatsächlich nachgekommen und stand am Ende der Treppe unbeweglich wie eine Frau, die aus leicht durchsichtigem und sehr dünnen Eis bestand.

Sie schaute in die Tiefe.

Nur schwaches Dämmerlicht umgab sie. Aber Albert glaubte trotzdem, den Ausdruck in ihren Augen sehen zu können, und darin erkannte er nicht die Spur einer Gnade.

Er las sein Schicksal darin.

Es bedeutete Vernichtung! Fink hatte immer zu den Menschen gehört, die viel und laut fluchten. Selbst das war ihm in diesem Augenblick vergangen. Er hatte zuviel Angst um sein bißchen Leben. Mit einer abrupten Bewegung drehte er sich um, um auch den letzten Rest der Treppe hinter sich zu bringen. Irgendwo dort unten würde er sich dem Wesen dann endgültig zum Kampf stellen und es….

Weiter wagte er nicht zu denken. Zudem hatte er das Gefühl, als würden sich seine Beine von allein bewegen. Er kam gut weg, aber er fiel mehr, als daß er ging.

Das Geländer war zu seinem Halt geworden. Nur würde es nie zum Lebensretter werden können.

Vor der Stufe sackte er noch einmal in die Knie und blieb stehen.

Er saugte die Luft ein, und es stand noch immer dieser alte, so typische Geruch zwischen den mit Schimmel und Moder überzogenen Mauern. Hier roch es nach Tod, nach Vergänglichkeit, hier war das Grauen zu Hause, und er wußte auch, daß sich am Ende dieses Gangs die Tür befand, die zur »Waschküche« führte.

Er selbst hatte dort nie getötet: Aber er war an gewissen Vorbereitungen beteiligt gewesen, und so etwas würde bei der Abrechnung auch zählen.

Fink stolperte voran. Und jetzt erinnerte er sich an seine Lampe.

Rasch holte er sie aus der Außentasche seiner Jacke. Der breite Strahl zitterte ebenso wie seine Hand, als er in die Finsternis zwischen den Wänden hineinleuchtete, den Staub tanzen sah und die Feuchtigkeit an den Wänden entdeckte, die aussah wie altes Blut, das noch nicht eingetrocknet war.

Er ging weiter.

Seine Verfolgerin hörte er nicht, aber er wußte genau, daß sie ihm auf den Fersen war.

Und dann hörte er die Geräusche.

Zuerst kam Fink damit nicht zurecht. Bis ihm einfiel, daß sie hinter einer geschlossenen Tür aufgeklungen waren. Und zwar rechts von ihm. Dort befand sich die Holztür zur Dusche.

Es war ein relativ großer Raum. Sechs Duschtassen »klebten« unter der Decke. Aus ihnen strömte nur kaltes Wasser hervor, aber daran dachte er jetzt nicht, denn er hatte andere Dinge gehört. Diese Geräusche waren Stimmen.

Jammernd und klagend. Als wollten sie alles Leid der Welt hinausschreien.

Albert Fink bekam Angst. Er war nicht mehr der blutige Albert, er war nur noch ein zitterndes Bündel Mensch, das trotz allem genau wissen wollte, was da vor sich ging.

Er brauchte sich nur zu drehen und den Arm leicht auszustrecken, dann erreichte er den Türgriff.

Noch zögerte er.

Ein Blick zur Treppe…

Sie war noch nicht da.

Albert holte tief Luft. Dann zerrte er die Tür auf. Sogar das Geräusch, mit dem sie über den Boden schleifte, war geblieben. Jeder Zoll dieses Bodens steckte voller Erinnerungen.

Sie war offen.

Er leuchtete in die große Dusche. Er ließ den Strahl wandern, und er sah ein Bild, gegen das die Malereien der Apokalypse ein Märchenbuch waren…

***

Wir hatten das Ziel erreicht und den Wagen auch in der Nähe abgestellt, denn den restlichen Weg wollten wir zu Fuß gehen. Vor allen Dingen nicht in den Verdacht einer zu frühen Entdeckung geraten, denn so etwas konnte alle Pläne über den Haufen werfen.

Es war spät geworden, düster und kälter. Der Himmel hatte sich mit dicken, grauen Blöcken bezogen, die im Wind dahertrieben wie zähe Berge. Von der Sonne sahen wir nichts, aber wir spürten den kalten Ostwind, der in unsere Gesichter griff und die Haut rötete. Es gab wenig Wald in dieser einsamen Umgebung, dafür ein hügeliges Gelände mit zahlreichen Buschinseln und langen Gestrüppzäunen, die die Hügelkuppen nachzeichneten.

Der Boden war etwas weich, an einigen Stellen auch sandig, nur die direkte Zufahrt zum Komplex war mit einer Schotterschicht belegt, die bei Regen und Schlamm allerdings auch nicht viel taugte.

Harry Stahl hatte uns die Richtung gewiesen und dabei immer auf seine Karte geschaut. Er brauchte sie nicht mehr, steckte sie weg und blieb hinter uns, denn Suko und ich standen in einer Lücke zwischen zwei Hügeln und schauten nach vorn in eine Mulde hinein, wo sich das Haus X ausbreitete.

Es war untertrieben, denn vor uns lag nicht nur ein Haus, sondern ein Komplex.

Er setzte sich aus mehreren düsteren und ziemlich flachen Bauten zusammen, wobei dieses Gefängnis noch von einer hohen Mauer geschützt wurde. Es lag in der Einsamkeit versteckt und strömte etwas aus, das nicht nur Suko und mir auffiel, denn auch Harry Stahl fröstelte, als er hinschaute.

»Hier riecht es nach Mord und Tod«, flüsterte er. Dann hob er die Schultern. »Ich spür es genau. In der letzten Zeit bin ich verdammt sensibel geworden.«

Wir enthielten uns einer Antwort, denn wie auch Suko, so wollte ich ebenfalls den Eindruck auf mich wirken lassen.

Der Nachmittag war ziemlich weit fortgeschritten. Da sich der Himmel noch mehr bezogen hatte, war auch der Tag düsterer geworden, und diese Düsternis hatte sich wie ein Grauschleier über das gesamte Gelände gelegt, das Haus X mit eingeschlossen.

Ob sich jemand hinter den Mauern bewegte, konnte keiner von uns sagen. Zu sehen war jedenfalls nichts. Kein Licht schimmerte hinter den schmalen Zellenfenstern, wir hörten auch keinen Schrei, aber wir sahen einen alten Opel Ascona, der in einer Geländefalte parkte und so aussah, als wäre er zur Hälfte in der Erde versunken.

»Wir sind nicht die einzigen«, murmelte Suko.

»Fink«, sagte Harry. »Das kann nur Fink gewesen sein.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Vielleicht finden wir noch andere. Es könnte doch sein, daß sich Rita Reinold bei ihrer Rache nicht allein auf zwei Personen beschränkt. Sie wird aufräumen, denke ich mal.«

Harry Stahl gab darauf keine Antwort. Es drängte ihn jedoch, diesen Komplex zu betreten, deshalb ging er auch als erster vor.

Suko blieb ihm auf den Fersen, während ich mich noch nicht bewegte. Ich wollte noch einen letzten Blick über das Gelände werfen und entdeckte plötzlich die Bewegung über dem Komplex.

Sie entstand in den Wolken oder im Himmel, das konnte ich mir aussuchen. Zuerst wußte ich nicht, was ich mit diesem hellen Streifen anfangen sollte, er wurde sogar größer. Er nahm an Breite und auch an Höhe zu, und für einen Moment erschien die Hälfte eines riesigen, bleichen Gesichts, das aussah, als würde es über die Dächer der Häuser hinwegschauen, um seine blassen Totenaugen einzig und allein auf mich zu konzentrieren, wobei ich zugleich einen Stich an der Brust spürte. Ein Zeichen, daß sich mein Kreuz »gemeldet« hatte.

Ich schaute nach unten, dann wieder hoch – und sah nichts mehr.

Das Gesicht hatte sich aus den Wolken zurückgezogen.

War es echt gewesen? Hatte ich mich geirrt? Ich glaubte nicht, denn dieses bleiche Gespenst hatte sich gezeigt, sonst hätte mein Kreuz nicht reagiert.

»He, John, willst du da festwachsen?« Sukos Stimme riß mich aus meinen Überlegungen. Mein Freund war stehengeblieben und hatte sich halb gedreht, um mich anschauen zu können.

»Nein, nein, ich komme.«

Suko erwartete mich. Harry Stahl stand einige Schritte weiter.

Sorgenfalten zeichneten seine Haut.

»Ist was gewesen?« fragte Suko.

»Wie kommst du darauf?«

»Ich sehe es deinem Gesicht an. Du machst den Eindruck, als wäre dir etwas widerfahren, mit dem du nicht zurechtkommst.«

»Stimmt.«

»Was war es?«

»Hast du das Gesicht gesehen?« fragte ich ihn flüsternd.

»Bitte – was?«

»Das Gesicht.«

»Wo denn?«

Ich zeigte zum Himmel. »In den Wolken, Suko. Dort hat es sich abgezeichnet.«

»Das stimmt doch nicht.«

Ich nickte. »Doch, doch, genau da habe ich es gesehen. Und du kannst mir glauben, Suko, ich habe mich nicht geirrt. Es ist da oben gewesen. Zwar nur für einen Moment, aber immerhin.«

Er rieb seine Augen. »Leider bin ich überfragt. Ein Gesicht habe ich

jedenfalls nicht entdecken können. Außerdem schaute ich nach vorn und nicht in die Höhe.«

»Es war ein Frauengesicht.«

»Rita?«

»Wer sonst?«

»He, was habt ihr denn da zu flüstern?« beschwerte sich Harry Stahl. »Gibt es was Besonderes?«

Ich schüttelte kurz den Kopf, Suko verstand. Ich wollte es Harry nicht sagen, aber er wartete auf eine Antwort und bekam sie auch.

»Ich habe mich nur über diese Atmosphäre gewundert. Man spürt förmlich, was damals hier passiert ist.«

Harry lächelte knapp. »Hätte mir das ein anderer gesagt, so hätte ich ihn ausgelacht, aber nicht bei dir.«

»Wir werden fündig!« behauptete ich.

»Und was finden wir?«

»Zumindest eine Rita Reinold. Oder das, was sie zurückgelassen hat.«

»Was könnte das gewesen sein?«

»Ihr feinstofflicher Körper muß, wenn die Aussagen stimmen, hier irgendwo umhergeistern.«

Harry nickte nur. Er wollte noch immer nicht so recht daran glauben. Vielleicht hatten ihm meine Worte auch nur Mut machen sollen, wer konnte das schon wissen? Jedenfalls blieben wir zusammen, als wir uns der Mauer näherten.

Früher war der Eingang durch ein auf Schienen laufendes Eisentor verschlossen gewesen. Und auch über die hohe Mauer hatte niemand klettern können, was nicht allein an der Mauer lag, sondern auch an den damals mit Hochspannung gespickten Drähten, die über die Krone hinwegliefen.

Uns konnte das alles nicht mehr kümmern. Wir hatten freie Bahn und gelangten durch das offene Tor in den Innenhof, wo wir stehenblieben und uns umschauten.

Harry hatte den Mund verzogen und eine leichte Gänsehaut bekommen. Diese Umgebung machte ihn höchstens negativ an, und auch mein Freund Suko fühlte sich nicht wohl, wie ich an seiner gerunzelten Stirn erkannte. Er sah aus, als würde er über irgendein Problem nachdenken, ohne allerdings zu einem Abschluß zu gelangen.

Der Detektiv sprach das aus, was auch Suko und ich dachten.

»Hier ist man lebendig begraben, glaubt mir.«

Von uns widersprach keiner.

Unkraut, Gräser und Steine bildeten den »Belag« des Innenhofes.

Wir mußten die Füße schon sehr anheben, um nicht an jeder Stelle zu stolpern. Den offiziellen Eingang hatten wir schnell entdeckt.

Auch deshalb, weil noch ein vergilbtes Blechschild in seiner Nähe an der Wand hing. Der Text war nicht mehr zu lesen, hatte aber irgend

etwas mit Arbeit und Sozialismus zu tun.

»Da sind die armen Schweine hineingegangen und nicht mehr rausgekommen«, murmelte Harry. Er atmete tief ein. Gerade ihn, der er Deutscher war, mußte dieses Stück sichtbare Vergangenheit besonders berühren. Das konnten wir gut verstehen.

Ich versuchte es mit einem Trost. »Das ist Vergangenheit, Harry, denk nicht mehr daran.«

»Das sagt sich so leicht. Auch ich habe früher mal, in jungen Jahren, an diesen Staat geglaubt.« Er hob die Schultern. »Und was ist jetzt, John? Ich bin wieder einmal in die Mühlen des Staates geraten. Man hat mir den Job genommen, man hat mich eiskalt und mit einem fast lächelnden Gesicht auf die Straße gesetzt. Suspendierung, ein tolles Wort, herrlich umschrieben für den Sturz in Armut und Vergessen.«

»Das könnte ja bald vorbei sein.«

»Klar, so hörte es sich an. Ich habe aber gelernt, den Institutionen nicht zu glauben. Egal, welche Seite sie auch vertreten. Ich bin da eben komisch.«

»Darüber laß uns später reden«, schlug ich vor und deutete auf den Eingang. »Das hier ist wichtiger.«

Er hatte nichts dagegen, wollte sich aber nicht als erster in den Bau hineinschieben, sondern wartete, bis ich ihn betreten hatte. Mir folgte er dann, und hinter ihm ging Suko.

Ich stand in einem Bereich, der nur mit dem Begriff menschenunwürdig beschrieben werden konnte. Obwohl ich noch keine einzige Zelle zu Gesicht bekommen hatte, war es doch die hier zwischen den Wänden herrschende Atmosphäre, die mich abstieß und mir zudem einen Schauer über den Rücken jagte.

Wenn überhaupt, konnten sich hier höchsten Ratten wohl fühlen.

Oder Menschen, die dieses Wort nicht verdienten, wie eben Albert Fink oder Egon Kraft.

An Fink hingen nach wie vor unsere Hoffnungen. Wir waren einfach davon ausgegangen, daß es sein Ascona war, der draußen parkte, aber von ihm selbst sahen wir nichts. Was nicht unbedingt bedeuten mußte, daß er nicht hier irgendwo steckte. Er hatte es nur vorgezogen, sich zurückzuziehen, oder er war bereits in den Bunker abgetaucht. Der Gang vor uns, in den wir sehr bald gekommen waren, lag leer vor uns. Wir konnten es noch erkennen, ohne unsere kleinen Leuchten einschalten zu müssen.

In diesem alten Bau herrschte eine besondere Stille und auch Kühle. Beide verband ich mit dem Begriff klebrig, denn ich hatte einfach das Gefühl, als würden kühle Spinnweben mein Gesicht streicheln und die Haut kitzeln.

Zudem schaute ich mich immer wieder um, weil ich wieder an das Gesicht dachte und natürlich an eine Rückkehr, aber den Gefallen tat

es mir leider nicht.

Es hielt sich hier versteckt, ebenso die Person, zu der es gehörte.

Es kam mir vor, als wären selbst die Mauern, Decken und Zellen dabei, den Atem anzuhalten.

»Dir gefällt so einiges nicht«, vermutete Suko mit leiser Stimme.

»Stimmt.«

»Und was?«

Ich hob die Schultern und blieb bei meinen Worten allgemein.

»Das gesamte Umfeld, Suko. Ich gehe davon aus, daß wir nicht allein sind. Irgend jemand hat auf uns gewartet.«

»Klar, in der Waschküche.«

Die Richtung stand fest, aber wir kamen nur wenige Schritte weit, denn plötzlich hörten wir etwas, das uns schon überraschte. Es war ein seltsames und gleichzeitig unheimlich klingendes Summen oder Singen. Der Gesang einer Frau, allerdings weltlich und nicht irgendwo aus geisterhaften Sphären stammend.

Ich machte den Anfang, lief schnell vor und stand ebenso rasch vor der Zelle, aus der der Gesang strömte. Ich leuchtete hinein, und mein Herz schlug schneller, als ich die kleine Kreatur auf der Pritsche im Schneidersitz hocken sah. Umgeben von einer viel zu weiten Kleidung, das Gesicht von der schlaffen Haut wie eingepackt, und mir kamen sofort die Beschreibungen in den Sinn, die Harry Stahl von Egon Kraft gegeben hatte.

Er war es auch, der als nächster neben mir stand, sich beinahe verschluckte. »Meine Güte, das ist wie bei Egon Kraft. So hat er auch ausgesehen.«

Ich ging einen Schritt in die Zelle hinein, die so verflucht eng war, in der aber vier Menschen gehaust hatten, nicht sechs wie in der vorherigen Zelle.

Die veränderte Frau hatte uns bemerkt, denn ihr Gesang verstummte. Dann bewegte sich ihr Kopf so weit nach vorn, bis sie uns normal anschauen konnte. Dort, wo die lappige Haut auch bis über den Mund gefallen war, bewegten sich die Lippen.

»Willkommen bei uns. Willkommen im Reich der Rache…«

Es waren Worte, die mir bitter aufstießen. Zudem hatte die Frau sie mit einem glucksenden Lachen begleitet. Sie hob die Hände an und preßte sie gegen ihren Kopf, wo sie ihre überhängende und lappige Haut zusammendrückte, als wollte sie uns zeigen, daß man damit auch spielen kann. Sie klemmte sie zwischen die Finger, zog sie vor und ließ sie wieder los. Diese Haut war wie ein Umhang, eine zu groß geratene Kleidung, in die die Frau erst noch hineinwachsen mußte. Auch ihr kleiner Kopf schwankte wieder, dann ließ sie die Hände plötzlich sinken und starrte uns an.

Wir hatten uns einigermaßen von den Schocks erholt und waren

auch in der Lage, Fragen zu stellen. Noch hatten wir das Ziel nicht erreicht, diese Person aber war so etwas wie ein Brückenkopf auf dem Weg dorthin. Harry übernahm die erste Frage. »Wer sind Sie?« flüsterte er.

Die Person tat so, als müßte sie zunächst über ihren Namen nachdenken. »Ich bin Berta Sahler. Früher war ich eine tolle Frau. Alle Weiber fürchteten sich vor mir, aber nicht nur die Frauen. Auch die Männer gingen mir lieber aus dem Weg. Ich habe sie gehaßt. Nicht die Frauen, nur die verdammten Kerle. Die anderen mochte ich ja…« Die Haut in der Nähe des Mundes bewegte sich, und ein Loch entstand. »Man hat mich geholt, versteht ihr? Man hat mich einfach geholt. Ich habe eine Nachricht erhalten. Eine schöne und tote Frau hat mich benachrichtigt, wie auch die anderen.«

»Sind sie noch hier?« Ich hatte sofort nachgefragt.

»Klar.« Sie bewegte ihre Arme, und die Haut schwappte dabei, als wollte sie über die Fingernägel hinweggleiten.

»Wo denn?«

»Im Bunker…«

»Das dachte ich mir!« zischte Harry. »Es hätte auch keine andere Möglichkeit gegeben.«

Ich blieb am Ball. »Dann ist auch das bleiche Gespenst wahrscheinlich nicht verschwunden – oder?«

»Es ist noch da. Es ist immer da. Es ist überall. Es heißt Rita Reinold, und sie war eine schöne Frau.« Die Augen bekamen einen beinahe träumerischen Ausdruck. »Aber sie war schlimm. Aufsässig, sie mußte sterben. Sie hätte alle anderen sonst verrückt gemacht.«

»Womit denn?«

Die Sahler zischelte etwas. Vor ihren Lippen erschien schaumiger Speichel. »Sie hat nur von anderen Welten geredet und von einem mächtigen Beschützer, der sie nicht im Stich lassen würde. Wir alle dachten an den Teufel, aber der ist es nicht gewesen, hat sie jedenfalls gesagt.«

Harry stieß mich an. »Die Fratze, John! Das muß die Fratze gewesen sein, die auch Jochem gesehen hat. Es gibt keine andere Möglichkeit, glaube mir.«

»Laß sie weiterreden!« flüsterte ich. »Sie scheint noch mehr zu wissen.« Gespannt warteten wir darauf, was uns Berta noch zu sagen hatte, aber sie wollte nicht mehr. Ich startete trotzdem einen Versuch und fragte sie mit leiser Stimme: »Wer war es, Berta? Wem hat die schöne Rita gedient? Von wem hat sie immer gesprochen?«

Die Sahler erwachte wie aus einem kurzem Schlaf. Ihr Vorhang aus Haut zuckte ebenfalls, als sie sich auf der Pritsche bewegte. »Es war ihr Beschützer«, wiederholte sie. »Immer hat sie von ihm gesprochen. Von dem großen Meister.«

»Hatte er auch einen Namen?«
»Ja.«
»Welchen?«
»Sie hat ihn mal gesagt, aber ich habe ihn vergessen. Ich wollte mich darum nicht kümmern.«
»Denken Sie nach, bitte! Es ist wichtig. Wie hat dieser Herr und Meister geheißen?«
Berta Sahler senkte den Kopf. Ihre mageren Schultern zuckten dabei. »Ich weiß es nicht genau. Was mit ›ial‹, glaube ich.«
»Wie?«
»Hör auf zu fragen!« Ihre Worte klangen wie ein Knurren, und ich nickte ihr zu.
»Ist ja schon gut. So wichtig wird es nicht sein. Hat sie ihren Meister denn gesehen?«
»Er war immer bei ihr.«
»Aber Sie haben ihn nicht gesehen?«
»Nein!«
»Hat sie ihn beschrieben?«
Wieder zuckten die Lippen der Frau, was wohl so etwas wie ein Lächeln bedeuten sollte. »Ja, sie hat von ihm berichtet. Er… er muß wunderschön gewesen sein, sagte sie. Er war ihr Held aus einer anderen Welt. Sie hat oft von ihm gesprochen …«
»Aber keiner hat ihn gesehen, nur sie. Oder ist er auch hier erschienen?«
»Nein. Einmal hat sie gesagt, daß wir ihn sehen würden. Und dann würde alles anders werden. Dann würde er sich an die erinnern, die an ihn gedacht haben. Sie hat uns versprochen, daß wir uns wiedersehen würden. Das war kurz vor ihrem Tod.«
»Hat Kraft sie umgebracht?« fragte Harry.
»Er ist es gewesen. Die beiden sind in die Waschküche gegangen.«
»Was geschah weiter?«
»Wir haben sie geholt.«
»Und?«
»Begraben. Hinter dem Haus sind die Gräber. Da ist der Friedhof. Dort haben wir das Loch geschaufelt. Aber es gibt keinen Grabstein. Kein Gefangener, der hier starb, hat je einen Grabstein bekommen.«
Über Harrys Körper war eine Gänsehaut gelaufen. Er blickte mich an und sprach dabei. »So ist es gewesen, John. So und nicht anders. Ich kenne das verdammte Spiel. Ich kenne es wirklich gut genug. Immer wieder erleben wir, daß neue Friedhöfe entdeckt werden. Da brauche ich mir nur die Fernsehberichte anzuschauen. Es gibt hier viele Knochenacker. Auch die Russen haben welche hinterlassen. Bei uns liegt es schon vierzig und mehr Jahre zurück. Sie haben doch getötet, aber das ist Geschichte. Ich wollte nur damit sagen, daß die

verlorenen Gräber nicht wenige sind. Dieses Land hat ein verfluchtes Erbe im Boden liegen.«

Ich gab ihm keine Antwort. Es war zwar gut und schön, daß er uns aufgeklärt hatte, in unserem Fall allerdings würden wir anders vorgehen müssen. Da gab es eine bestimmte Zielgruppe, auf die wir uns zu konzentrieren hatten.

»Sie kehrte zurück, nicht?«

Berta Sahler nickte mir zu. »Ja, ich habe sie gesehen. Sie ist hier. Ritas Geist hat sich aus dem Reich der Toten gelöst. Er hat uns hergeholt. Nicht alle, aber die wichtigen. Sogar der blutige Albert ist noch erschienen. Ich habe ihn gesehen. Nur Egon Kraft kam nicht.«

»Er kann nicht mehr kommen«, erklärte Harry, »denn er ist tot.«

»Ach so…?«

Harry sagte ihr nichts über die Umstände des Todes, für ihn gab es wichtigere Dinge zu erledigen. Er wollte vor allen Dingen wissen, wo Rita Reinold steckte.

Nach dieser Frage zögerte die Frau. »In der Nähe«, flüsterte sie dann.

»Wo genau?«

»Unten.«

»In der Waschküche?«

»Das kann sein.«

»Sind auch die anderen dort unten?«

»Bestimmt.«

Mehr hatten wir nicht wissen wollen. Jeder dachte wohl das gleiche. Wir erkannten es an den Blicken, mit denen wir uns anschauten. Suko nickte sehr langsam. »Okay«, sagte er, »wenn wir sie unten finden, dann sollten wir hin.«

»Und was machen wir mit Berta Sahler?«

Der Inspektor warf ihr einen knappen Blick zu. Sie hockte apathisch auf ihrer Pritsche und knetete die Haut. »Nichts machen wir mit ihr, Harry. Wir lassen sie hocken. Sie wird uns wohl kaum gefährlich werden können, denke ich.«

Die beiden anderen waren einverstanden. Auch die Lampen löschten wir, und es sah so aus, als würde die veränderte Frau hinter einem Vorhang verschwinden, um im Land des Vergessens zu entschweben. Ihr Platz war hier in der Zelle. Was später mit ihr geschehen würde, stand noch in den Sternen.

Spuren, die auf Rita Reinold hingewiesen hätten, entdeckten wir nicht. Der Gang war da, der Gang war leer, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß er immer so ausgesehen hatte. Ich schaute auch in ein kleines Büro hinein, in dem ein alter Spind umgestürzt worden war. Sicherlich war dieser Bau schon von irgendwelchen Vandalen durchsucht worden.

Wir hatten wieder die Lampen eingeschaltet. Ihre Strahlen waren der

Wegweiser, und wir sahen plötzlich ein erstes Ziel, denn eine starke Gittertür versperrte uns den weiteren Weg. Beim zweiten Hinsehen sahen wir, daß sie offenstand. Man hatte sie nur angelehnt. Ich hatte die Spitze übernommen, zerrte die Gittertür auf, was nicht lautlos ablief, und leuchtete gegen eine Treppe.

Wenn diese Stufen sprechen könnten, hätten sie bestimmt schreckliche Schauergeschichten zu erzählen gewußt. Über diese Stufen waren die Gefangenen in den Bunker geschleift worden. Bestimmt in Räume oder Zellen, die noch enger waren als die hier oben.

»Das ist der Weg!« flüsterte Harry hinter mir.

»Pssst!«

Ich hatte etwas gehört. Aus der Tiefe waren die Geräusche gedrungen, und sie waren nicht genau zu identifizieren. Jedenfalls hörten sie sich schlimm an. Mir kam der Vergleich von der Hölle in den Sinn, ein Ort, wo Heulen und Zähneknirschen herrschen sollten.

Zumindest das Heulen oder Jammern traf zu. Unterbrochen von Schreien oder Flüchen.

»Wenn Rita hier ist, dann da unten«, sagte Suko.

»Dann auf zum bleichen Gespenst«, erklärte ich und ging den ersten Schritt nach vorn..

***

Albert Fink, auch der blutige Albert, sah etwas, das er nicht glauben konnte.

Es war nicht zu fassen, schlimm, furchtbar, und er bewegte seine Lampe von links nach rechts, so daß die einzelnen Gestalten auftauchten wie Bilder in einem Film, der weitergedrehte wurde, um sie verschwinden zu lassen.

Es war zuviel, es war nicht zu fassen. Er sah seine ehemaligen Kollegen, doch was hatte man aus ihnen gemacht? Zu wem waren sie überhaupt geworden?

Fink stand an der Tür. Der Mund wollte sich nicht mehr schließen. Er hörte sich selbst keuchend atmen, und so etwas wie Angst und Starrheit durchpeitschte ihn. In seinem Innern lag die Kälte. Das Knochenmark schien eingefroren zu sein, und selbst unter seinen Haaren hatte sich die Gänsehaut ausgebreitet.

Was er da vor sich sah, hatte mit den Kollegen, die er von früher her kannte, nichts mehr zu tun. Sie alle waren in den Bann des bleichen Gespenstes geraten, und dieser Geist hatte es tatsächlich geschafft, die fünf schlimmsten und wichtigsten Wärter zusammenzuholen.

Namen schwirrten durch Finks Kopf. Er kannte sie alle. Er wußte von ihren Schwächen und Stärken. Mehr als vier Jahre waren seit der Schließung des Hauses vergangen, doch er kannte sie alle wieder,

auch wenn sich einige von ihnen verändert hatten, wie es bei ihm ebenfalls der Fall gewesen war.

Da waren die Haare grauer geworden, die Augen müde, die Körper schlaffer und natürlich kleiner. Der Raum sah noch immer so aus wie früher. Mit seinen feuchten, verschimmelten Wänden, den alten Steinfliesen, die in einem rostigen Rot schimmerten und ebenfalls einen dicken Schwamm angesetzt hatte. Die Duschtassen waren verklebt, und Wasser hatte an den Wänden Streifen hinterlassen.

Eine schreckliche Dusche, in der sich wirklich kein Mensch freiwillig aufhalten würde.

Die fünf aber waren da.

Sie bewegten sich über die Fliesen und versuchten, ihre Gesichter aus dem Lichtstrahl wegzudrehen, der sie immer wieder erwischte, weil auch Fink seine Hand bewegte.

Kleine Gestalten mit einer Kleidung, die sie behinderte, weil sie viel zu groß für sie war. Dieses Gespenst hatte ihnen die Kraft aus den Körpern gesaugt, sie hatte ihnen die Lebensenergie genommen, sie hatte sie leichter und kleiner gemacht, denn es war ihr gelungen, das Leben der anderen zu trinken.

Er schauderte.

Er wußte aber auch, welches Schicksal ihm bevorstand, denn einer fehlte in diesem makabren Reigen, nämlich er.

Einer kam auf ihn zu. Ein glatzköpfiger Zwerg, der beim Gehen über seine eigenen Hosenbeine stolperte, weil sie einfach viel zu lang geworden waren. Sein Gesicht sah aus, als würde es verschwinden, denn die Haut war auch bei ihm nicht mehr als ein großer Lappen.

Albert Fink erinnerte sich, daß dieser Mann Herbert Walter geheißen hatte. Er war für diese Räume hier unten verantwortlich gewesen, und er hatte die Gefangenen immer wieder gequält, wenn sie unter den eiskalten Strahlen standen.

Jetzt war er nur mehr ein Schatten seiner Selbst. Die Hälfte der Kraft steckte in seinem Körper, und als er stehenblieb, wobei er mit einer bitteren Geste die Hände vorstreckte, da verdichtete sich der Schauer auf Finks Rücken.

»Du bist auch da!« seiberte Herbert Walter. »Du bist auch da. Aber du bist nicht wie wir. Warum nicht, blutiger Albert?«

Fink hob die Schultern.

Walter kicherte motivationslos. »Keine Sorge, Albert. Es wird auch dich erwischen. Sie ist gnadenlos. Sie rechnet mit uns ab. Sie ist aus dem Totenreich zurückgekehrt. Sie ist ein Geist, der dich fertigmacht, der deinen Körper aussaugt. Niemand entkommt ihr, auch du nicht, das kann ich dir versprechen.«

Fink nickte. »Ich weiß, daß sie hier ist. Ich weiß inzwischen, wo ich euch gesehen habe. Ich weiß auch, daß es gefährlich werden wird,

aber noch lebe ich und…«

Vielleicht hätte er es nicht sagen und keinen Optimismus zeigen sollen, denn plötzlich spürte er den Ansturm der Kälte in seinem Nacken. Es war der eisige Nebel, der sich auf seiner Haut festsetzte und sie einzufrieren schien.

Er wagte nicht, sich zu drehen. An Walters Reaktion erkannte er zudem, wer hinter ihm stand, denn der kleine Mann wankte zurück, und Fink ging vor. Er lief zu schnell, ohne dabei auf seinen ehemaligen Kollegen zu achten. Deshalb stolperte er über ihn.

Es war Herbert nicht mehr möglich, sich auf den Beinen zu halten.

Er kippte zu Boden und kroch wie ein übergroßes Insekt zur Seite, zu den anderen hin, die wie Zinnsoldaten unterhalb der Duschtassen standen, als warteten sie darauf, daß kaltes Wasser aus den schmalen Löchern hervor nach unten strömte.

»Dreh dich um!«

Fink zuckte, als er die Stimme hörte. Dieses schrille Singen hatte er noch gut in Erinnerung, denn diese Stimme kannte er vom Telefon her.

Er ging einen Schritt nach vorn, dann erst hatte er die Kraft gefunden, sich zu drehen und wurde von den interessenlosen Blicken der anderen beobachtet.

Sie glotzten ihn an.

Er aber sah sie nicht, da er ihnen den Rücken zugedreht hatte. Er sah nur Rita Reinold.

Er konnte die Erscheinung deutlich erkennen, denn dieses Gespenst leuchtete von innen, als hätte es dort seine Kraft gespeichert.

Es war nicht zu begreifen. Es war erfüllt vom kalten Licht einer anderen Welt, von der Kraft der Toten, und um den Körper herum hatte sich eine Aura gelegt wie ein dichter Nebelstreif. Im Innern war die Gestalt durchsichtig, da zitterten unzählige Partikel, aber das Gesicht war das eines Menschen geblieben. Wer sich nicht auf den feinstofflichen Körper konzentriert hatte, der hätte meinen können, daß dieses Gesicht einfach darüber hinwegschwebte und in der Luft hing.

Es war so lebendig, es kam ihm vor wie eine finstere Botschaft der Rache.

Kalte Augen starrten ihn an. Wenn er sich nur auf das Gesicht konzentrierte und alles andere vergaß, dann hatte er den Eindruck, eine lebendige Person vor sich zu sehen, keinen Geist.

Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das alles zeigte, nur keine Freundlichkeit. Die Kälte in den grünen Augen versprach ihm den Tod. Wieder klang die sirrende Geisterstimme an seinen Ohren, als wäre an den Saiten irgendeines Musikinstrumentes gezogen worden.
»Du bist der letzte!« erklärte sie.

»Was… wieso denn?«
»Der letzte in meiner Rachekette. Niemand hat mir geglaubt, niemand hat meine Warnungen ernst genommen, aber ich wußte schon, was ich tat, denn ich hatte und habe einen mächtigen Beschützer. Ich habe ihm Lebenskraft versprochen, denn er hat sich aufgemacht, die Bereiche des Wahnsinns zu verlassen. Er will nicht mehr länger in den finsteren Reichen bleiben, er möchte wieder zurück in diese Welt, in diese Umgebung, aus der man ihn einmal verstoßen hat. Und ich bin dabei, ihm diesen Weg zu ebnen. Es wird noch viele Wochen dauern, aber sein Kommen ist nicht aufzuhalten, das kann ich dir versprechen. Auch du wirst deine Kraft für ihn geben und wirst nur mehr als Hülle existieren, Albert Fink.«
Der Mann begriff nichts. Er verstand nicht einmal das, was er mit den eigenen Augen sah. Er konnte diesen Geist erkennen, doch rational zu erklären war er nicht.
Sein Schrei glich einem Laut der Verzweiflung. »Wer denn?« keuchte er, »wer ist es?«
»Belial…«
Sie hatte den Namen ausgesprochen wie eine Drohung. Trotz ihrer hohen Stimme hatte sie dumpf geklungen, worüber sich Albert Fink noch einmal wunderte.
Er brauchte sich nur umzudrehen, um zu erkennen, welches Schicksal ihm bevorstand. Daß er jetzt den Namen des Beschützers wußte, brachte ihn auch nicht weiter. Für ihn würde dies alles keinen Sinn mehr machen, denn der Geist schwebte auf ihn zu.
Albert wußte, daß es nun soweit war. Er versuchte, ihm zu entkommen und ging zurück.
Eine lächerliche Bewegung, aber er mußte es tun, er wollte nicht einfach warten und…
Sein Gesicht verzerrte sich, als er plötzlich die Hände an seinen Armen spürte. Sie hielten ihn auch an den Beinen und Hüften fest, und er wußte, daß es seine früheren Kollegen waren, die mithelfen wollten, daß er dem Schicksal nicht entwischte.
Albert Fink keuchte. Wenn er die Luft einsaugte, glich es keinem normalen Atmen mehr, sondern eher einem Röcheln. Er wollte schreien. »Laßt mich los! Laßt mich los!« Seine Worte waren mehr ein Röcheln und erstickten noch auf halbem Weg.
Rita stand vor ihm.
Sie lächelte ihn an.
In ihren Augen lag die Kälte wie glitzerndes, grünes Eis. Zudem mischte sich Freude in diesen Ausdruck, und sie schaffte es, den Kopf zu senken.
»Bald wirst du so sein wie wir!« hörte er hinter sich die Stimmen.
Die fünf Veränderten freuten sich, sie schrieen durcheinander, und

das Echo durchstreifte noch die kahle Welt der Dusche, als Fink den eisigen Schock spürte.

Rita hatte ihn!

Es war völlig lautlos geschehen und auch blitzartig. Von einem Augenblick zum anderen wurde ihm die Luft genommen. Da entstand auch die Kraft, die sich an seinem Mund zu schaffen machte.

Brutal riß sie seine Lippen auseinander, damit sich der Mund weit öffnen konnte. Da er die Augen weit geöffnet hielt, konnte er auch die nächsten Reaktionen der Rita Reinold erkennen und er sah, wie sich der Geist vor ihm zusammenschlängelte und zwischen seinen Lippen in den offenen Mund eindrang und ihn völlig ausfüllte.

Da war kein Gesicht mehr zu sehen, da war nichts. Er spürte nur das Eis in sich und auch ein gleichzeitiges Brennen, als würden sich Teile dieser apokalyptischen Kälte in Feuer verwandeln, so unerklärbar das auch für ihn sein mochte.

Ritas Geist steckte in ihm.

Er konnte sich nicht wehren. Albert Fink war zu einer Marionette geworden. Er blieb auch nicht auf derselben Stelle stehen, sondern wankte zurück. Er torkelte durch die große Dusche, verfolgt von den höhnischen Blicken der anderen, die dieses Schicksal schon hinter sich hatten.

Er würgte.

Seine Lampe war noch eingeschaltet. Wie im Krampf hielt er sie fest, als wäre sie sein Lebensretter. Er torkelte rutschend über die feuchten, schmierigen Fliesen, getrieben von der Macht in seinem Innern, die einen Teil von ihm nahm.

Dann fiel er hin. Mit der Hacke war er gegen seine Fußspitze gestoßen. Niemand fing ihn auf. Fink prallte auf den Rücken. Er bewegte sich zuckend, sein Mund stand nach wie vor weit offen, nur schaffte er es nicht, das auszuspeien, was in seinen Rachen eingedrungen war.

Es blieb im Körper, wo es weiterarbeitete und sich vorfraß, denn es kannte kein Pardon.

In seinem Kopf kreisten die Gedanken. Nur wußte er nicht, an was er denken sollte. Alles war so anders geworden, so verflucht fremd. Er kam nicht mehr zurecht. Die andere Kraft aus einer anderen Welt hatte ihn regelrecht überschüttet, und noch immer toste durch seinen Körper eine Mischung aus Feuer und Angst.

Widerstand?

Es war für ihn nur ein Wort. Er selbst konnte ihn nicht mehr leisten. Völlig apathisch lag er auf dem Rücken, hin und wieder zuckten seine Beine wie unter einem Krampf. Und die anderen schauten zu, wie er zusammensackte, obwohl er lag. Auch war es an der Kleidung zu erkennen, die den Körper nicht mehr so normal umgab, wie es hätte

sein müssen.

Albert Fink, einmal der blutige Albert genannt, entging seinem Schicksal nicht.

Rita holte sich seine Lebenskraft, einen Teil seiner Seele, und das nur für ihn.

Gnade kannte sie nicht. Aber dieses Wort war auch für Albert Fink damals nicht existent gewesen.

Das Zucken hörte auf. Die Lampe war ihm längst aus der Hand geglitten, denn mit dieser lappigen Haut konnte er sie nicht mehr halten. Sein Gesicht hatte sich ebenfalls verkleinert. Zwar waren die Merkmale noch vorhanden, aber nicht so genau zu sehen, denn es sah bei ihm aus, als hätte jemand einen Vorhang aus Haut davorgezogen und nur wenige Flächen freigelassen.

Es war vorbei.

Das normale Menschsein hatte für ihn ein Ende, und aus der offenen Mundhöhle wischte der helle Streifen hervor. Zuerst wie ein Strahl, dann aber, als er sich von den Lippen des veränderten Menschen entfernt hatte, drückte er sich der schmutzigen Decke entgegen und nahm allmählich Gestalt an.

Ein Körper schälte sich hervor.

Der Körper einer Frau, feinstofflich, dann entstand das Gesicht. Es sah aus, als wären unsichtbare Hände dabei, es aus mehreren Puzzlestücken zusammenzusetzen.

Rita war wieder da.

Das bleiche Gespenst schwebte über dem am Boden liegenden Mann, der nicht tot war, aber aussah, als hätte ihm jemand zu große Kleider angezogen, denn sie umgaben ihn wie Lappen.

Aus der Gruppe der anderen lösten sich zwei Männer. Sie kicherten, als sie sich bückten und auf Albert Fink niederschauten.

Einer tätschelte die Wangen. »He, Albert, steh auf. Komm zu uns. Wir haben dich erwartet. Du bist der letzte aus unserer Reihe. Los…«

Fink hörte die Stimmen. Er wußte, daß sie ihn meinten, aber er wollte nicht. Er spürte auch die Schläge gegen seine Wangen, er öffnete zuckend den Mund, er stöhnte, dann packten Hände zu und zerrten ihn kurzerhand hoch.

Fink stand schwankend zwischen seinen Helfern. Er war so klein geworden, drehte den Kopf, und es gelang ihm, einen ersten Blick auf seine linke Hand zu werfen.

Haut, weit nach vorn gezogene Haut. Eine Hand wie eine Hühnerklaue. Mit einer Gänsehaut versehen, was er auch sehen konnte, denn einer hatte die Lampe aufgenommen und leuchtete ihn an.

Fink jaulte auf.

Er hörte das Lachen.

Sirrend und schrill. Die Erinnerung kehrte sofort wieder zurück.

Deshalb drehte er den Kopf nach links. Er wollte die Gestalt noch einmal sehen, die gelacht hatte.

Da stand sie und schaute auf ihn nieder.

Er aber mußte den Kopf in den Nacken legen, um ihr ins Gesicht zu sehen, deren Lippen ein Lächeln zeigte. Sie war gewachsen – oder? Nein, er war geschrumpft!

In diesem Moment kam ihm zu Bewußtsein, was tatsächlich mit ihm geschehen war. Ein nie erlebtes Grauen durchflutete ihn. Es war wie ein Strom aus kaltem Schlamm, und seine Augen erweiterten sich so stark, daß sie beinahe aus den Höhlen quollen.

»Nein«, sagte er, »nein…« Mehr konnte er nicht sagen, dann kam es über ihn.

Der blutige Albert wurde zu einem Bündel Mensch, das sich losriß, weglaufen wollte, aber über die viel zu weiten Hosenbeine stolperte und auf das Gesicht fiel.

Er kroch zusammen.

Er jammerte und weinte.

Aber er sah nicht das triumphierende Lächeln im Gesicht der Rita Reinold. Sie hatte gesiegt, sie würde Belial den Weg zur Rückkehr vorbereiten, und sie würde sehr bald mit ihm reden, um ihm zu erklären, daß…

Ihre Gedanken stockten.

Schmerz durchflutete ihren Kopf. Ein Sägeblatt schien sich durch ihr Gehirn zu winden. Da war etwas, das sie nicht begriff. Da kam jemand auf sie zu. Es näherte sich eine Gefahr, und der feinstoffliche Körper zuckte plötzlich, als wollte er ihr ein Signal geben.

Sie huschte weg.

Im selben Augenblick wurde die Tür der großen Dusche aufgestoßen…

***

Wir betraten den Raum!

Das heißt, wir blieben zunächst dicht an der Tür stehen, und zwei Lampenstrahlen geisterten durch die Dusche, die mir zumindest vorkam wie ein feuchtes, kaltes Grab.

Rita Reinold entdeckten wir nicht. Dafür aber fuhren die langen Lichtarme wie helle Speere in die Dunkelheit hinein und trafen die Gesichter der kleinen Menschen, die einmal hier die Macht gehabt hatten. Fünf zählten wir, ein sechster lag am Boden. Was wir sahen, war kaum zu beschreiben, denn diese Menschen hatten die Hälfte ihrer Größe verloren. Man hatte ihnen Leben ausgesaugt, sie aber trotzdem noch am Leben gelassen, was einer schlimmeren Bestrafung gleichkam als eine Hinrichtung.

Rita Reinold.

Ein Jenseitswesen, das hier in dieser Dusche gewesen sein mußte, jetzt aber nicht mehr da war. Zumindest geriet es nicht in die Strahlen der Lampen.

Es war still bei unserem Eintritt geworden. Keiner sprach ein Wort. Man starrte uns an und ich merkte, daß sich auf meiner Brust etwas tat. Mein Kreuz warnte mich. Es gab Wärme ab, denn es spürte den mächtigen Gegner.

Ich hatte meinen Freunden Platz geschaffen, und auch sie waren in die Dusche getreten.

»Mein Gott, das ist nicht wahr!« keuchte Harry Stahl. »Das ist ja grauenhaft.« Er ging auf die kleinen Menschen zu, die aber vor ihm zurückwichen, als sei er ein Aussätziger.

»Sie ist nicht hier, John!«

Ich hatte Sukos Stimme gehört und drehte mich um. »Ja, aber sie war vor kurzem hier.«

»Ich werde die anderen mal fragen.« Er blieb dicht vor den Veränderten stehen und schaute auf sie nieder.

Sie hatten die Köpfe angehoben. Daß ihre Gesichter einen unbeschreiblichen Ausdruck zeigten, dafür konnten sie nichts. Aber auch in ihrem Innern waren sie auf Abwehr eingestellt, denn sie beantworteten Sukos Fragen mit Beschimpfungen und zischenden Flüchen.

»Da kann man nichts machen, John.«

Ich war neben dem am Boden liegenden Mann stehengeblieben und hatte einfach das Gefühl, Fink vor mir liegen zu haben. Ich fragte ihn. »Albert Fink?«

Er lag auf dem Bauch. Sein Körper zuckte, ich sah es anhand der Kleidung, dann gab er einen jaulenden Laut von sich, der sowohl Zustimmung als auch Ablehnung bedeuten konnte.

Von ihm würde ich kaum etwas in Erfahrung bringen können. Er war noch zu frisch. Dieser Mann hatte sich mit seinem Schicksal nicht abfinden können, aber würde es müssen, und wie es dann weiterging, später, das war die Frage. Die Antwort interessierte auch die anderen fünf Veränderten.

Sie befanden sich schon länger in diesem Zustand. Von ihnen erhoffte ich mir auch Antworten, deshalb ließ ich Albert Fink in Ruhe und wandte mich seinen Artgenossen zu.

Ich ging ihnen entgegen und mußte meine Lampe etwas senken, um in ihre Gesichter schauen zu können. Sie blinzelten, als der helle Strahl sie erwischte, das aber war alles.

»Wo ist Rita Reinold?«

Meine Frage war laut, deutlich und hörbar gesprochen worden, aber diese fünf Menschen dachten gar nicht daran, mir eine Antwort zu

geben. Kalt schauten sie mich an.

Hinter mir bewegten sich Suko und Harry. Wahrscheinlich schauten sie jetzt in jeder Ecke nach, denn ich sah Sukos Lampenstrahl aus den Augenwinkeln, wie er über den Boden huschte.

Auch Harry wollte natürlich Bescheid wissen. Ohne von uns bemerkt worden zu sein, hatte er sich zurückgezogen. Er brauchte nur zwei Schritte nach hinten zu gehen, um durch die offene Tür den Gang zu erreichen.

Dort blieb er stehen.

Er ärgerte sich darüber, keine Lampe bei sich zu haben. Zwar stand die Tür auf, aber das sich bewegende Licht der beiden Leuchten konzentrierte sich mehr auf die Dusche. Nur hin und wieder huschte ein heller Reflex in seine Nähe.

Rita Reinold!

Immer wieder kreisten seine Gedanken nur um diesen einen verfluchten Namen. Sie war aus dem Jenseits zurückgekehrt, um Rache zu üben, und davon würde sie auch Harry mit seinen beiden Freunden nicht abhalten können. Sie war sich ihrer Macht bewußt, und Geister waren immer stärker als normale Menschen.

Deshalb ging der Detektiv auch davon aus, daß sie sich nicht zurückgezogen hatte, sondern in diesem Bunker im wahrsten Sinne des Wortes noch umhergeisterte.

Aber wo?

Für Harry hatte es keinen Sinn, darüber nachzudenken. Er würde Taten folgen lassen, und er bewegte sich auf leisen Sohlen voran.

Der Mann konnte sich durchaus vorstellen, daß sich ein Geist wie diese Rita Reinold im Hintergrund hielt, um anschließend geschickter wieder nach vorn zu tauchen und in die Offensive zu gehen.

Er schritt in das Dunkel hinein. Wenn er den Gang weiter durchschritt, würde er an die Tür zur Waschküche gelangen. Das war überhaupt die Idee oder Lösung. Er konnte sich leicht vorstellen, daß sich Rita Reinold dort aufhielt.

Von diesem Gedanken beflügelt, ging er noch einen weiteren Schritt vor, hielt dann inne, weil ihn seine eigene Vorsicht warnte. Er durfte sich nicht zu weit von seinen Freunden entfernen.

Der Gedanke war zu spät gekommen.

Etwas schwappte ihm wie ein Eisnebel entgegen, und er hatte den Eindruck, selbst zu Eis zu werden.

Vor ihm, zum Greifen nahe, stand Rita Reinold. Und er spürte die Aura des Todes, die sie ihm entgegenschickte…

***

Was tun?

Die eine Frage schrillte in seinem Kopf. Sie machte ihn

durcheinander. Sie war wie eine Säge, die all seine normalen Gedanken brutal zerreißen oder zerteilen wollte.

Mit diesem unerwarteten Auftritt hatte er nicht gerechnet, obwohl er innerlich darauf hätte vorbereitet sein müssen, aber plötzlich war sie da, und sie starrte ihn an.

Beide waren ungefähr gleich groß.

Beide schauten sich in die Augen.

Harry hatte Mühe, ruhig zu bleiben. Er sah das Gesicht, das so gar nicht zu diesem anderen Körper paßte, denn es sah sehr lebendig und lebensecht aus. Der Körper war im Gegensatz dazu ein bleiches Etwas, bedeckt mit einem totenhemdähnlichen Kleid, aus dessen Lücken die weißbleiche Gestalt hervorragte.

Um sie herum zitterte der ätherische Nebel wie ein dünner Schaumfilm, und die eisige Kälte, die von ihr ausging, lähmte den Detektiv. Er entdeckte diese Kälte auch in einer anderen Form in den Augen und fand dafür den korrekten Begriff.

Gnadenlosigkeit!

Ja, sie war ohne Gnade, und sie war noch nicht satt. Sie wollte und würde sich ein weiteres Opfer holen, wenn er nicht schnell genug reagierte.

Plötzlich waren die Balken gefallen. Er war wieder in der Lage nachzudenken und auch zu folgern, aber das brachte ihm nichts mehr, denn Rita reagierte schneller.

Wahrscheinlich war sie in der Lage gewesen, seine Gedanken zu lesen. Bis auf das Gesicht hob sich ihr gesamter Körper an und befand sich noch in der Bewegung, als er sich schon veränderte. Er verwandelte sich in einen dünnen Strahl oder geisterhaften Nebelstreifen, der mit perfekter Sicherheit sein Ziel traf.

Es war Harrys Mund!

Zuerst drückte er gegen seine Lippen. Der Detektiv spürte so etwas wie einen Aufprall, dem er nichts entgegensetzen konnte, denn er öffnete automatisch die Lippen.

Das hatte Rita gewollt.

Blitzartig huschte sie in den Mann hinein!

***

Suko hörte zu, wie sein Freund John Sinclair mit den fünf Veränderten sprach und einsehen mußte, daß er gegen eine Wand redete, denn sie gaben ihm keine Antwort.

Er wollte ihm und Harry nahelegen, daß es keinen Sinn hatte, und sie sich besser um Rita Reinold kümmerten, aber wo steckte dieser verfluchte Detektiv?

In der großen Dusche war er nicht mehr, sonst wäre er irgendwann in dem sich bewegenden Strahl erschienen.

War er nach draußen gegangen?

Suko sah dies als einzig plausible Möglichkeit an und drehte sich ebenfalls um.

Er hatte es bis zum Ausgang etwas weiter als Harry vorhin. Eine innere Stimme trieb ihn an, und er beeilte sich, in den Gang zu gelangen. Zuerst die Drehung nach links.

Da war nichts.

Dann die andere Seite.

Im selben Augenblick hatte Suko das Gefühl, selbst zu Eis zu werden. Er sah einen Harry Stahl, der so wirkte, als hätte ihn eine Riesenhand gegen eine Wand gepreßt. Das Licht der Lampe beleuchtete ihn, wie er die Arme ausgestreckt hatte, als wollte er sich mit den Fingern in den Gesteinsritzen festklammern und nie mehr loslassen.

Am schlimmsten sah sein Gesicht aus. Weit aufgerissen war der Mund, und dicht an seinen Lippen sah Suko so etwas wie einen schaumigen Nebel zittern. Er wußte Bescheid, und er wußte auch, daß es allerhöchste Eisenbahn war.

»John!« brüllte er. »Komm her!«

***

Sukos Stimme zerstörte mir beinahe das Trommelfell. Ich hatte ihn selten so schreien hören. Und er hatte auch nicht in der Dusche gerufen, sondern draußen im Gang, wo es lichterloh brennen mußte.

Ich zögerte nicht eine Sekunde. Als hätte ich einen Schlag bekommen, so wirbelte ich herum, sprang auf die Tür zu und rutschte förmlich in den alten Bunkergang hinein.

Ich prallte vor die gegenüberliegende Wand und sah Suko vor mir stehen, die Lampe dabei auf den Detektiv Harry Stahl gerichtet, der sich nicht bewegen konnte.

»Sie steckt in ihm, John!«

Worte wie Peitschenschläge, die mich noch einmal in Form brachten. Es gab wirklich nur eine Chance, um ihn zu retten. Mein Kreuz hatte sich erwärmt, es wollte kämpfen, hatte bisher noch nicht die Chance dazu bekommen.

Das änderte sich.

Ich zerrte die Kette so hastig über meinen Kopf, daß sie beinahe gerissen wäre. Dann sprang ich auf diese regungslose Männergestalt zu, geriet in den Schein der Lampe und sah auch das Weiße vor den Lippen meines Freundes.

Ich drückte das Kreuz auf seinen Mund.

Dabei hörte ich ein Geräusch, das nicht er abgegeben hatte. Es mußte tief aus seinem Körper – dem Magen? – geklungen sein, doch das alles war jetzt egal.

Ich wollte Harry retten.

Er brach zusammen.
Es ging so schnell, daß ich nicht zugreifen konnte, aber der Detektiv blieb nicht auf dem Boden liegen. Er kniete sich hin, und um seine Gestalt herum verteilten sich Blitze, die auch in ihn eindrangen.
Diese Blitze hatte mein Kreuz abgegeben, als es direkt mit dieser anderen Magie konfrontiert worden war, und ich sah noch mehr.
Zuerst schüttelte sich der auf dem Boden kniende Harry Stahl.
Seinen Mund hatte er so weit geöffnet wie kaum zuvor. Wir hörten ihn würgen. Es waren normale Geräusche, die auch entstanden, wenn sich ein Mensch übergeben mußte.
Er übergab sich. Er würgte das hervor, was einmal der feinstoffliche Leib dieser verfluchten Rita Reinold gewesen war.
Gaze oder Plasma.
Es sah aus wie dünner Schaum, aber das Zeug bestand nicht aus Seife. Es war eben dieses Ektoplasma, aus dem auch Rita Reinold bestanden haben mußte, nun aber durch die Magie meines Kreuzes verändert worden und kraftlos war.
Was da vor meinen Füßen auf den Boden klatschte, war harmlos.
Es hatte alle Macht verloren, und ich ließ den Mann würgen, weil ich auch sah, daß sich Suko um ihn kümmerte.
Ich hatte meinen Blick auf etwas anderes konzentriert. Harry hatte diesen Körper dieser Rita Reinold ausgewürgt. Jedoch nicht ihr Gesicht, denn das schwebte vor mir in der Luft, und ich konzentrierte mich darauf.
Es sah nicht mehr so aus wie noch vor wenigen Minuten. Da gab es keinen klaren Blick mehr. Die Augen erinnerten mehr an winzige, mit Schlamm gefüllte Teiche, und auch die Hautfarbe hatte sich verändert. Jegliche Bleichheit war verschwunden, sie sah jetzt grün aus, wie mit einer blassen Farbe bestrichen.
Ein altes Totengesicht, das vor meinen Augen hin- und hertanzte, als wäre es dabei, noch einmal die Kräfte zurückzuerobern, die es verlassen hatten.
»Rita…«
Ich wußte nicht, ob sie meine Stimme gehört hatte. Sie schien auch nicht mehr zu bemerkten, daß ich auf sie zukam, denn plötzlich hörte ich aus ihrem Mund ein häßliches Knacken und Knirschen. Da brachen Knochen und wurden gleichzeitig Sehnen zerrissen. Etwas anderes konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.
Ich brauchte auch nicht mehr einzugreifen. Mein Kreuz hatte seine Schuldigkeit getan und nicht nur den Körper vernichtet, das Gesicht folgte wenig später.
Die dünne Haut platzte weg. Sie verwandelte sich in eine Aschwolke, und ein widerlicher Geruch wehte mir entgegen, als wären stinkende Lumpen verbrannt worden.

Dann gab es Rita Reinold nicht mehr. Wir hatten ihren Totengeist vernichtet.
Ich drehte mich um.
Der Lampenstrahl erwischte Suko und Harry. Der Inspektor hatte es geschafft und den hustenden Detektiv auf die Beine gestellt. Er drückte ihn mit dem Rücken gegen die Wand, wo Harry einigermaßen Halt gefunden hatte.
Der Schweiß strömte über sein Gesicht. Speichel rann aus seinem Mund, aber kein Ektoplasma mehr.
»Alles klar?« fragte Suko.
»Nein.«
»Was ist noch?«
Ich deutete mit dem Daumen der rechten Hand hinter mich.
»Falls du es vergessen haben solltest, mein Lieber, aber da gibt es noch die Waschküche, und die möchte ich mir anschauen.«
»Die Fratze!«
»Genau sie.« Ich hatte genug erklärt und machte mich auf den Weg. Das Kreuz steckte ich nicht weg.

***

Sehr bald schon fiel der scharf konturierte Kegel des Lichtarms gegen ein Hindernis. Eine normale Tür, die einen grauen Anstrich zeigte und von außen durch einen Querhebel verriegelt werden konnte. Es waren nur wenige Schritte bis zum Ziel, und als ich vor der Tür stehenblieb, klopfte mein Herz schon schneller. Ich wußte nicht, was mich erwartete. Diese Berta Sahler hatte von einem Meister gesprochen, das allerdings war mir zu allgemein gewesen, denn dieser Ausdruck wurde einfach zu oft in diesem Genre benutzt.
Ich schaute mir den Riegel an. Er sah nicht verrostet aus und würde sich bewegen lassen.
Das Kreuz hängte ich vor meine Brust. Ich umfaßte den Riegel mit beiden Händen, zerrte ihn zur Seite und hörte auch Sukos warnende Worte. »Gib acht, John.«
»Alles okay.«
Bis jetzt war es okay, denn noch war die Tür geschlossen. Ich mußte an einem Griff anfassen, der eine dünne Rostschicht aufwies.
Es schwappte, als ich die Tür aufzog, und ich merkte schon bald, welch ein schrecklicher Geruch mir durch den Spalt entgegenströmte.
Kann der Tod riechen?
Diese Frage stellte sich mir automatisch, als ich den Gestank wahrnahm. Ich wußte nicht, wer oder was ihn ausströmte, denn der erste Blick in die Zelle oder Waschküche zeigte mir auch dessen Leere, das heißt ich hatte sie noch nicht voll ausgeleuchtet. Dafür stemmte ich die Tür soweit wie möglich auf und hörte hinter mir meinen

Freund. Suko wollte ebenfalls sehen, ob dieser Raum tatsächlich leer war, und er blieb neben mir stehen.
Zwei helle Strahlen bewegten sich über die angeschmutzten Kacheln hinweg, die einmal wohl blaugrau gewesen waren. Im Lauf der Zeit hatte sich eine wie Fett anmutende Schicht darauf gelegt; Wahrscheinlich war es dieser Überzug, der den Gestank abgab.
Wo lauerte die Fratze?
Der Beschreibung nach war sie in der der Tür gegenüberliegenden Wand erschienen.
Suko dachte das gleiche wie ich, denn er zielte ebenfalls auf diese Stelle.
War sie da?
Nein! Oder doch?
Suko flüsterte mir zu. »John, da ist was. Ich… ich sehe und spüre es irgendwie.«
Er ging zuerst in diese Todeskammer. Ich folgte ihm. Ein Blick nach rechts zeigte mir die Rinne. Ich bekam eine Gänsehaut, als ich daran dachte, was dort hindurchgelaufen war.
Suko hatte recht gehabt.
Es gab dort in der Wand eine Veränderung. Eine relativ große schwarze Stelle, als hätte jemand mit einem Gebläse Ruß dagegen gepustet. Diese Stelle war zumindest ungewöhnlich. Uns fiel beiden keine Erklärung dafür ein.
Wir schritten sehr langsam näher. Beide sahen wir auch, daß sich der schwarze Fleck bewegte. Er zog sich zusammen, als wollte er sich in der Mitte zu eine Spirale formieren. Ich griff in die Tasche und holte ein billiges Feuerzeug hervor. Das schleuderte ich gegen den schwarzen Fleck und wartete darauf, daß es abprallte. Den Gefallen tat es mir nicht.
Das Feuerzeug wurde von der Wand verschluckt. Bevor wir noch etwas anderes unternehmen konnten, hörten wir eine Stimme, die aus der Wand klang, sich aber gleichzeitig so anhörte, als wäre sie in der tiefsten Hölle geboren, denn sie hatte einen Klang, der uns einen Schauer nach dem anderen über den Rücken jagte.
»Meine Zeit ist noch nicht gekommen, Ich habe es versucht. Es hätte fast geklappt. Aber ich kehre zurück. Ich will wieder auf Erden sein, versteht ihr?«
»Wer bist du?«
»Merkt euch meinen Namen.« Für einen Moment schimmerte innerhalb der Schwärze ein furchtbares Gesicht, das allerdings sehr schnell verschwand und ich keine Beschreibung behalten konnte.
Nur der Name wurde uns noch mit dumpf-drohender Stimme entgegengeschleudert.
»Belial…«

Vorbei – aus.

Kein schwarzer Fleck mehr. Eine normale Wand, bei der die Kacheln zu den anderen paßten.

Wir klopften dagegen. Nichts hatte sich gelöst. Die Wand war da, und sie würde halten.

»Belial«, murmelte Suko. »Ich meine, ich könnte etwas damit anfangen. Du auch?«

»Er ist ein Dämon.«

»Mehr nicht?«

»Ich werde mich irgendwann schlau machen müssen. Es kann sein, daß wir es bei ihm mit den gestürzten Engeln zu tun bekommen, aber das weiß ich nicht so genau.«

»Gut, vergessen wir ihn vorerst.«

Auch mein Kreuz hatte keine Reaktion gezeigt, als ich die Stelle damit berührt hatte. Uns blieb nur noch die Gelegenheit, die ungastliche Stätte zu verlassen.

Wir nahmen Harry Stahl mit. Er hing zwischen uns, erschöpft, und er sagte mit leiser Stimme: »Wißt ihr was? Ich habe den Eindruck, leichter geworden zu sein.«

»Du hast abgenommen?«

»Ja, die Klamotten sitzen nicht mehr so wie vorhin. Aber ich bin nicht kleiner geworden, zum Glück. Und das verdanke ich euch, Freunde.«

Wir winkten nur ab…

***

Es blieb noch einiges zu tun, und Harry Stahl war wieder in seinem Element. Er setzte sich mit Gregor Schmidt in Verbindung, dem er alles erklärte.

Schmidt wiederum erklärte sich bereit, die Menschen abzuholen.

Sie sollten in psychiatrische Klinken überwiesen werden, und vor allen Dingen sollte nichts an die Öffentlichkeit gelangen.

Das war die eine Sache.

Die andere drehte sich um Harrys Rehabilitierung. Am nächsten Tag hatten auch Suko und ich diesen Schmidt kennengelernt, saßen wir mit ihm zusammen, nahmen ihn in die Zange, und er bekam wirklich Stoff. Wir nahmen beide kein Blatt vor den Mund, so daß Schmidt nicht anders konnte, als uns so etwas wie eine Lösung zu präsentieren.

»Es ist schon einiges in die Wege geleitet«, sagte er.

»Ach – und was?«

»So schnell klappt das nicht.«

»Wird Harry Stahl wieder seinen alten Posten bekommen?« fragte Suko direkt.

Die Antwort erfolgte prompt. »Das auf keinen Fall!«

Ich schrak zusammen, Suko erging es ebenso, denn damit hatten wir beide nicht gerechnet. Unser Freund Harry Stahl hatte seine Gesichtsfarbe verloren. Er war blaß wie ein Leichentuch geworden und hatte Mühe, sich zu beherrschen.

Ich ebenfalls, denn das Lächeln auf Schmidts glattem Beamtengesicht gefiel mir überhaupt nicht.

»Können Sie das noch einmal sagen?« murmelte ich mit einem gefährlichen Unterton in der Stimme.

Er hob beide Hände so heftig, daß selbst die anderen Gäste in dem Lokal aufmerksam wurden. »Um Himmels willen, das werde ich nicht. Ich kenne Sie doch.«

»War das Ihr letztes Wort?« fragte Suko.

»Nein, das allerdings nicht.« Er lächelte plötzlich. »So starr, wie Sie denken, sind wir auch nicht. Wir haben uns da etwas einfallen lassen.« Er machte eine Pause und genoß es, daß wir mit unseren Blicken an seinen Lippen hingen. »Harry Stahl wird nicht wieder auf seinen alten Posten gesetzt. Er bekommt einen anderen Job mit weiterreichenden Vollmachten. Er wird demnächst für unsere Abteilung arbeiten, und ich glaube, da haben wir eine gute Lösung gefunden.«

Schmidt grinste, denn er hatte es tatsächlich geschafft, uns drei sprachlos werden zu lassen.

»Was sagst du?« fragte ich Harry.

»Nichts.«

»Gefällt dir das nicht?« erkundigte sich Suko.

Harry konnte noch immer nicht reden. Er bewegte nur seine Lippen, und plötzlich schimmerte es in seinen Augen verdächtig feucht. Dann stand er hastig auf und rannte weg. Mit einem Knall schlug die Tür zu den Toiletten hinter ihm zu.

Gregor Schmidt grinste. »Das sind die Augenblicke, wo man normalerweise Sekt oder Champagner bestellt. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich eine Flasche kommen lasse?«

Wir lachten beide. »Im Gegenteil, Herr Schmidt. Bei einer wird es wohl heute nicht bleiben.«

»Das ist ein Wort, Kollege«, erwiderte er, und zum erstenmal sahen auch wir ihn befreit lachen…

ENDE des Zweiteilers